

Ursula Pless-Damm

Weg ins Ungewisse

Tagebuchblätter aus Pommern und Polen

1945




zeugen
ihrer
zeit

ZEUGEN IHRER ZEIT

ERLEBNISSE • BERICHTE • DOKUMENTE

Herausgegeben von
Elger Blühm und Karl F. Reinking

CARL SCHÜNEMANN VERLAG BREMEN

© Copyright 1964 by Carl Schünemann Verlag Bremen
Alle Rechte – auch das der auszugsweisen Wiedergabe – vorbehalten
Umschlaggestaltung Hans Eisermann
Gesamtherstellung Kleins Druck- und Verlagsanstalt GmbH Lengerich
Printed in Germany
Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Vorwort

Die Tagebuchblätter, die hier veröffentlicht werden, beruhen auf Notizen, die eine junge Frau vom Januar bis September 1945, zuerst in Pommern und dann in Polen, gemacht hat. Unsere Ausgabe gibt die ursprüngliche Form der Niederschrift weitgehend wieder. Einige Personen- und Ortsnamen wurden geändert.

Es ist ein Leidensbericht. Er beschreibt einen Weg, der ins Ungewisse führte. Es mögen andere noch Furchtbareres erlebt, eine noch längere Zeit der Prüfung durchlitten haben, noch weiter – bis in die entferntesten Winkel Sibiriens – verschleppt worden sein. Hier geht es nicht darum, das Ausmass des Grauens in Quantitäten zu messen, sondern nur einer Stimme das Wort zu geben, die schlicht für alle zu sprechen weiss – die das Typische nennt und für ihre Leidensgenossinnen bekennt. Dadurch aber wird dieses persönliche Dokument ein Zeugnis seiner Zeit.

19 Jahre sind seither vergangen. Die Wunden des Jahres 1945 sind noch nicht verheilt. Wir veröffentlichen diesen Bericht nicht, um sie zu vertiefen. Er soll zeigen, wie gross das Elend war, in das politischer Wahnsinn unser Volk gebracht hat; er möge mit-helfen, Überlebende und Nachkommen zu ermutigen, die Kräfte der Vernunft und der Güte in der Welt zu stärken.

Die Herausgeber

Stolp, den 20. Januar 1945

Wie lange habe ich heute wohl schon in den blauen Himmel gesehen und mich gefreut, dass hier selbst im Winter die Sonne oft so leuchtend scheint. Gewiss, ich verspüre gegenwärtig nicht, wie schwach ihre Strahlen sind und dass mich draussen klirrende Kälte empfangen würde. Die Zimmerwärme und die Sonne haben die Eisblumen an den Fenstern abtauen lassen.

Es ist eintönig, hier im Bett zu liegen und nur mit seinen Gedanken beschäftigt zu sein. Darum will ich sie zu ordnen versuchen.

Vor zehn Tagen bin ich ins Krankenhaus gegangen, und jetzt liegt das Schwerste hinter mir. Die Operation am 13. Januar war nicht einfach. Die folgenden Tage sind zwischen Schlafen und Schmerzen vergangen. Als ich aus der Narkose erwachte, lag Dein Brief, Bruno, vor mir. Ich höre immer noch das leise Rufen der Schwester: «Frau Pless, wachen Sie auf. Post von Ihrem Mann!» Ich glaube, ich habe nur genickt und war dann wieder ohne Bewusstsein. Die Gute! Sie wusste, dass Du sechs Wochen nicht geschrieben hattest. Erst nach drei Tagen habe ich den Brief richtig gelesen.

Du wolltest mich nicht traurig machen, aber es ist gut, die Wahrheit über unsere Westfront und über die Katastrophe von St. Vith zu wissen. Aber Du hast alle Kämpfe und vor allem die Bombenangriffe gesund überstanden. Ich hoffe, dass Du weiter verschont bleibst! Aber was wird mit uns hier im Osten? Ich will nicht pessimistisch sein, sondern hoffen.

Mein Vater hat heute Geburtstag, und ich kann nicht zu Haus bei den Eltern sein.

Stolp, den 23. Januar

Heute, genau nach zehn Tagen, sind die Fäden aus der Wunde gezogen worden. Anschliessend bin ich zum erstenmal aufgestanden und war dann froh, als ich den nahen Sessel erreicht hatte. Ich dachte nicht, dass ich so schwach auf den Beinen wäre.

Die einzige Abwechslung hier, der tägliche Rundgang der Patienten auf dem Flur der Privatstation, ist beendet. Ich kann noch nicht daran teilnehmen. Doch bin ich seit ein paar Tagen schon dabei, weil die Tür meines Zimmers zu dieser Zeit offensteht und ich so den Strom der Promenierenden an mir vorüberziehen sehen kann. Mir scheint, es werden täglich mehr Genesende.

Aus dem Westen keine Post. Aber in den Kriegsjahren habe ich Geduld gelernt. Ich höre zurzeit kein Radio und weiss nichts Neues. Ich glaube immer mehr, dass man uns nicht alles sagt. So war auch von der ernsten und bedrohlichen Lage im Westen nichts zu uns gedrungen. Sehnsucht nach Hause.

Stolp, den 26. Januar

Zum ersten Mal habe ich heute den Rundgang auf dem Flur mitgemacht. Der Professor, die Schwestern, alle sind mit mir zufrieden. Wenn nur recht viele Patienten den Willen hätten, so schnell wie möglich gesund zu werden.

Weil ich jetzt unter Menschen komme und mein Zimmer tagsüber öfter verlasse, habe ich vieles gehört. Diese Nachrichten und Gerüchte beunruhigen mich sehr. Immer stärker und unaufhaltbarer soll der Strom der Trecks aus dem Osten durch Pommern westwärts ziehen. Auch Eisenbahnzüge sollen pausenlos durch Stolp rollen. Ja, man spricht auch von Schiffen, die bald von Stolpmünde auslaufen werden. Aber die Pommern sollen ausharren. Bis hierher wird der Russe nicht kommen. So vernimmt man es jedenfalls von der politischen Führung. Wenn nur diese Ungewissheit nicht wäre!

Stolp, den 31. Januar

Das Gespräch mit dem Professor klingt noch in mir nach. Professor Kreithe ist trotz seines Alters eine imposante Erscheinung, gross, kräftig und ungebeugt, ein Charakterkopf mit vol-

lem braunem Haar. Meiner Meinung nach ein echter Pommer. So viel Lebenswillen scheint von ihm auszugehen. Ein Mann, der keine unnötigen Worte kennt. Als ich ihm heute die bange Frage stellte, ob die Russen wohl kommen würden, erwiderte er nur, wir dürften die Hoffnung niemals aufgeben. Ganz leise, fast als wenn er es nur für sich sagen wollte: «Es wäre seit 1813 das erste Mal, dass fremde Soldaten Pommern betreten würden. Damals folgten die Russen Napoleons geschlagenem Heer auf dem Rückzug aus Russland.»

Stolp, den 2. Februar

Übermorgen werde ich diese Oase verlassen. Eigentlich viel zu früh. Aber ich halte diese Stille nicht mehr aus. Und bei meiner Konstitution könne man die Entlassung verantworten. Es würden wohl keine Komplikationen eintreten. Auch zum Lesen habe ich keine rechte Ruhe mehr. Dazu fehlt es mir an Aufnahmebereitschaft. Wenn nur diese vielen Gedanken nicht wären. Dabei scheint mir, ich bewege mich im Kreise.

Das Stolper Krankenhaus liegt etwas oberhalb der Stadt. So hat man eine gute Aussicht bis weit hinaus ins Land. Dick liegt der Schnee auf den Dächern, als wenn ein Zuckerbäcker seinen ganzen Vorrat darüber ausgestreut hätte. Alles sieht so friedlich und anheimelnd aus. Immer wenn ich vom Fenster dieses Bild vor mir liegen sehe, dann will und kann ich nicht glauben, dass Tod und Schrecken das alles zerstören könnten. Und doch ist in fünf Kriegsjahren überall so viel zerstört worden.

Glowitz, den 4. Februar

Nach dem ersten Abendessen zu Hause habe ich mich gemütlich in den Ledersessel gekuschelt und lasse meine Beine über die Lehne baumeln. Schon als Kind war das meine liebste Ruhestellung, wenn ich mich nach der Schule in meine Bücher vertiefte.

Der Abschied von den Menschen im Krankenhaus wurde mir nicht leicht. Im letzten Jahr fallen mir Trennungen schwer. Ich kann mir das nicht recht erklären. Vielleicht bin ich empfindlicher geworden, oder ich beginne mit fortschreitendem Alter unbewusst zu denken, dass es einmal der letzte Abschied sein könnte.

Sehr bedrückt war ich heute darüber, wie sich in der kurzen Zeit unsere Kreisstadt Stolp verändert hatte. Sie wirkte auf mich so, wie ich mir eine Frontstadt immer vorgestellt habe. Allenthalben sah man Uniformen, Wehrmachtsautos und die vielen Trecks. Auf dem Bahnhof standen auf Abstellgleisen volle Züge aus dem Osten. Hier und da baumelte grotesk anmutend eine gefrorene Gans aus der Waggontür. Am liebsten hätte ich meine Augen schliessen mögen; denn diese schmutzigen Züge mit ihren bis obenhin gefrorenen Abteilfenstern sahen gespenstisch aus. Die Helfer der Bahnhofsmision hatten alle Hände voll zu tun. Sie teilten warmes Essen und Getränke an die Wartenden aus. Die Fahrt von Stolp nach Glowitz mit dem Triebwagen, unserer guten alten «Laura», die mir sonst immer viel Freude und Abwechslung gemacht hatte, verlief bedrückend.

Ja, ich bin wieder daheim, und jetzt am Abend sah hier in Glowitz noch alles unverändert aus. Fern aller Unruhe!

Glowitz, den 6. Februar

Mutti umsorgt mich liebevoll. Ich darf nichts tun und soll erst wieder zu Kräften kommen. So sitze ich am Wohnzimmerfenster und beobachte das lebhafte Treiben an der gegenüberliegenden Meierei. Die meisten Milchfahrer, die aus den weiter entfernt liegenden Dörfern kommen, sind kriegsgefangene Franzosen. Oh, ich kenne sie zumindest vom Ansehen alle. Da sind auch wieder Lisienne und der grosse blonde Jean mit ihrem langen Lastzug und den scheppernden Milchkannen aus Giesebitz. Mit diesen beiden habe ich oft gesprochen. Was kümmert mich, dass das verboten ist. Unauffällig, wenn ich mit unserem Hund ein

Stück auf der Landstrasse ging, kamen mir beide wie zufällig entgegen. Es freute mich, mein Schulfranzösisch an ihnen zu prüfen und aufzufrischen. Beide konnten sich aber auch recht gut auf Deutsch verständigen. Dabei entstand oft ein hübsches Kauderwelsch. So wusste ich, dass Jean aus der Normandie stammt, eine Buchdruckerei besitzt und verheiratet ist. Dagegen ist Lisienne ein lediger Bankbeamter aus Lyon. Obwohl er weiss, dass ich verheiratet bin, mag er mich offensichtlich gern und bringt das auf seine charmante und doch verlegene Weise zum Ausdruck. Das wiederum gefällt mir an ihm. Als er mich im letzten Sommer mit meinem Mann, der in seiner Uniform als Oberarzt mit mir durchs Dorf ging, sah, wurde er flammend rot. Später fragte er mich, ob das wohl mein Mann gewesen wäre. Als jetzt die beiden mit ihrem Lastzug die Heimfahrt antreten, blickt Lisienne wie stets zu unseren Fenstern hoch. Als er mich sieht, lacht er herauf und hebt seine Hand zum Gruss. Gewiss ist ihm aufgefallen, dass ich so lange nicht zu sehen war.

Glowitz, den 14. Februar

Heute ist mein 26. Geburtstag! Trostlos und traurig den äusseren Umständen nach. Obwohl wir uns alle bemühen, froh und zuversichtlich zu sein, können wir doch unsere Gedanken, die sich jetzt nur um das Zeitgeschehen drehen, nicht zurückdrängen.

Mutti hat mir zwei entzückende Decken gearbeitet, doch unter anderen Umständen hätte ich mich mehr darüber gefreut. Kerzen, Kuchen und Kaffee. Am Abend kommen einige Bekannte. Unser aller Hoffnung aber schwindet immer mehr, und uns scheint, dass uns nur noch ein Wunder vor dem Chaos bewahren könne. Aber gibt es noch Wunder, kann es sie noch geben? Vor Stolpmünde sollen Schiffe mit Flüchtlingen aus Ostpreussen gesunken sein. Man flüstert es einander nur zu. Keiner weiss etwas Genaues. Also scheint auch der Seeweg schon abgeschnitten. Aus Pommern sollen nur Familien mit Kindern und gewisse Parteileute mitgenommen werden. Im Übrigen sollen wir in Pommern

bis zum letzten ausharren. Der Volkssturm – Alte und ganz Junge, beinahe noch Kinder – soll uns und unsere Heimat verteidigen. So weit ist es schon gekommen! Das Schnee- und Eiswetter hält unvermindert an. Täglich ziehen alle verfügbaren Zivilisten, auch mein Vater, auf die Landstrasse, um Schnee zu schaufeln und ihn am Strassenrand zu Bergen aufzuhäufen. Manchmal kommen sie mir wie Totengräber vor, wenn sie für diese Arbeit ihre ganze Kraft einsetzen. Gewiss, die Trecks sollen weiter nach dem Westen durchkommen. Werden sie ihr Ziel erreichen?

Keine Feldpost erreicht mich mehr. Wir sind so weit von einander entfernt, Bruno. Zwischen uns liegt Deutschland: Du im Westen, ich im Osten. Beide müssen wir uns gedulden und können nur warten, warten.

Glowitz, den 25. Februar

Der grosse Treck hat eine Kehrtwendung gemacht. Sie haben es aufgeben müssen und fahren wieder zurück nach Osten! Nun heisst es Platz schaffen für Menschen und Vieh, die nun hier bleiben wollen oder müssen. Auch wir hatten an Flucht gedacht. Wir hätten zusammen mit unserer Tierarztfräulein und deren beiden Kindern mit dem Auto ihres Mannes nach Gotenhafen fahren können. Vielleicht hätten wir uns dort einschiffen können. Nach gründlichem Überlegen haben wir das aufgegeben. Haben wir doch täglich vor Augen, wie schwer es ist, bei Schnee und klirrender Kälte auf der Landstrasse zu sein! An klaren Tagen allerdings ein herrlich blauer Himmel und strahlende Sonne. Ob wohl die Sonne sieht, wie erbärmlich es jetzt auf dieser Erde zugeht? Wie gross ist in uns die Angst geworden. Sie allein scheint uns zu beherrschen und auszufüllen. Manchmal halte ich alles für einen bösen Traum, aus dem wir eines Tages zum Guten aufwachen werden!

Glowitz, den 28. Februar

Nichts Neues auf der ganzen Linie. Auch ein Wunder kann uns kaum noch vor dem grossen Chaos retten. Seit Tagen sind wir bei der Arbeit. Alle Gemütlichkeit ist aus den Zimmern gewichen. Es sieht nach Umzug aus. Wir verpacken Bücher, Bilder, Wäsche, Kleidung usw. in grosse Kisten, die wir auf einer Abseite verstecken wollen. Die Tierarztfräulein, mit der wir das Haus gemeinsam bewohnen, hat das vorgeschlagen. Ein ohnehin unscheinbares Dachfensterchen hat Vater von aussen verschlossen und für Fremde unsichtbar gemacht.

Heute erwarten wir meinen Bruder aus Berlin zurück. Ob er mit dem Zug durchkommen wird? Man sagt, vom Westen nach Osten bestehe diese Möglichkeit noch. Nur in umgekehrter Richtung sei alles verstopft und überfüllt.

Post aus dem Westen erreicht uns aber nicht mehr. Das Interesse an Nachrichten haben wir verloren. Man sagte und sagt uns noch immer nicht die Wahrheit. Wir brauchen sie auch nicht mehr! Die Tatsachen sprechen deutlich genug. Dazu hören wir jetzt abends den BBC-Sender mit seinen Nachrichten in deutscher Sprache: Wir sollen ausharren und uns nicht dem Tod auf der Landstrasse aussetzen! Auch die Russen seien Menschen, über die nur die Nazis Greuelnachrichten verbreiteten! Ob das wahr ist? Fremde Truppen auf siegreichem Vormarsch kann ich mir nicht als Engel vorstellen!

Glowitz, den 1. März

Gestern ist Horst aus Berlin gekommen. Zwei Tage hat er für die Reise gebraucht, aber er hat es geschafft. Alle haben ihn für verrückt gehalten, jetzt noch in den Osten zu fahren. Aber wäre er in Berlin sicherer? Das Ziel der Feinde ist doch gerade die Reichshauptstadt. Bestimmt wird Berlins «Freiheit» etwas länger dauern als unsere hier.

An allem habe ich das Interesse verloren und lebe nur noch in Angst. Selbst an Dich, mein lieber Bruno, denke ich nicht mehr

so oft wie bisher. Und wenn ich es tue, steht mir unser letzter Abschied im Herbst vor Augen. Nur gut, dass wir den Schleier, der über unserer Zukunft liegt, nicht lüften konnten und können. Nur dunkel ahnen können wir, was mit der Zukunft auf uns zukommt.

Glowitz, den 2. März

Zwischen gestern und heute scheint für mich eine Ewigkeit vergangen zu sein. Dumpfer, schwerer Schmerz betäubt mich.

In Stolp hat das gerade eingesetzte Standgericht den Gerichtsreferendar und Studienfreund meines Bruders, Barrenthin, als Kriegsverbrecher zum Tode verurteilt und das Urteil durch Erhängen sofort öffentlich vollstrecken lassen. Er soll in Stolp desertierten Soldaten, die aus einem Gefangenentransport entkommen waren, Esswaren und Geld gegeben haben. Das allein genügt schon, um einem anständigen Menschen das Leben zu nehmen. In knapp drei Tagen hat sich alles abgespielt, und nun hängen er und die desertierten Soldaten an Bäumen aufgeknüpft vor dem Stolper Friedhof! Mehrere Tage sollen sie zur Schau und zur Abschreckung so hängen! Sind denn alle schon irrsinnig geworden?

Glowitz, den 3. März

Es ist kaum zu fassen: in Stolp strömen unzählige Menschen zur Hinrichtungsstätte und ziehen in langem Zuge an den Toten vorüber! Selbst die Kinder sollen sich dieses Schauspiel nicht entgehen lassen! Was sind das nur für Menschen? Dazu kommt es laufend zu abstossenden Szenen. So hat man dem toten Barrenthin nach und nach Bekleidungsstücke wie Schuhe, Wintermantel usw. ausgezogen und stösst ihn und die anderen Toten von Zeit zu Zeit an. So schwanken sie gespenstisch hin und her. Sind diese Zuschauer schon so verroht und abgestumpft, was haben wir dann wohl von feindlichen Soldaten zu erwarten?

Eigenartig, seit gestern ist die Angst von mir gewichen. Durch die schrecklichen Vorgänge ist mir bewusst geworden: niemand entgeht seinem Schicksal, wir müssen es auf uns nehmen, wie es an uns herantritt. Jetzt erst recht will und muss ich gefasst sein.

Glowitz, den 5. März

Soeben haben wir die Kammer in der Abseite verschlossen, die Tür zugenagelt und mit Tapete überklebt. Zuletzt haben wir meinen schweren Bauernschrank davorgeschoben. Alle wertvollen Dinge haben wir dort hineingepackt. Wann werden wir sie wieder in Besitz nehmen? Es sieht nicht mehr einladend bei uns aus. Uns bleibt nun nichts weiter zu tun, als zu warten!

Glowitz, den 7. März

In der letzten Nacht glaubte ich, es wäre so weit! Unser Schlaf ist leise geworden. Auf jedes Geräusch von draussen reagieren wir hellwach. Mitten in der Nacht trommelten Fäuste an die Tür. Dazu lautes Rufen: «Aufmachen, aufmachen!» Vater und Horst laufen die Treppe herunter und öffnen, während Mutti und ich mit angehaltenem Atem lauschen. Knarren, Poltern, Stampfen von Stiefeln auf der Treppe. Dazwischen hören wir Horst sagen: «Bitte kommen Sie, machen Sie es sich bequem.» SS-Führer auf der Flucht. Im Wohn- und Herrenzimmer lässt sich der erschöpfte und durchgedrehte Haufen nieder. Sie wollen nur ein paar Stunden ausruhen und verschnaufen. Unsere beiden Männer kommen ins Schlafzimmer zurück und berichten im Flüsterton, dass Stolp kampfflos von den sowjetischen Truppen genommen sei. Nun sind unsere Stunden nur noch gezählt. In dieser Nacht haben wir nicht mehr geschlafen. Auch unten bei Frau Wedemeyer hatte sich die gleiche Einquartierung eingefunden. Nach ausgiebigem Frühstück und reichlichem alkoholischen Umtrunk fuhren alle

am Vormittag weiter nach Gotenhafen, von wo sie noch einen Weg heraus in die Freiheit zu finden hofften. Bei ihrem Aufbruch erklärten sie uns noch, dass es wohl für die Frauen besonders schlimm werden würde. Dabei sahen sie mitleidig auf mich, so dass ich mir schon wie ein Opfer vorkam. Aber schliesslich bin ich nicht allein, sondern viele Frauen leben mit mir noch hier.

Glowitz, den 8. März

Festliches Mittagessen: Sauerbraten, eingeweckte Kirschen, Speise und sogar Sekt. Doch wollten uns diese leckeren Sachen fast in der Kehle steckenbleiben. Es war wie eine Henkersmahlzeit!

Die Stunden verrinnen nur langsam, und doch bleibt die Zeit nicht stehen. Frau Wedemeyer ist heute mit ihren Kindern zusammen mit einer bekannten Familie mit dem Auto in ein entlegenes Dorf ins Moor gefahren. Sie hofft, dass die Russen dort hin nicht so schnell finden werden. Ich glaube, auch das wird nichts helfen. Ob wir uns wiedersehen werden?

Glowitz, den 9. März

Vorbei ist alle Bürgerlichkeit. Eine Tür ist hinter uns zugeschlagen. Endgültig? Wie wird es weitergehen? Mir ist, als seien wir zu Schauspielern geworden und müssen nur noch auf unsere Rollen warten und sehen, wie die Regie sein wird.

Heute zwischen 13 und 14 Uhr sind sie gekommen! Sie fegten alles bisher Gewesene im Umsehen fort, nahmen lärmend, gröhlend, siegestaumelnd von allem Besitz.

Schon am Vormittag waren wir zusammengedrückt und sassen zu ungefähr 20 Personen, alles Nachbarn, in Frau Wedemeyers Wohnzimmer beieinander. Angst stand in unseren Gesichtern. Wir versuchten uns gegenseitig mit Worten zu trösten, die wir selbst nicht glaubten. Einige der Männer waren ins erste Stock-

werk in unsere Zimmer gegangen, um von dort auf die Landstrasse Stolp-Lauenburg zu sehen. Plötzlich ein Ruf aus trockener Kehle: «Sie sind da!» In langer Kolonne zog russische Kavallerie aus Richtung Stolp in Richtung Lauenburg. Wenige Minuten später kam ein russischer Reiter durch das Dorf an unseren Dorfausgang herangejagt und bezog dort Posten. Von der anderen Dorfseite, also von Klenzin her, waren sie in Glowitz eingerückt. Dann stand bald der erste Rotarmist vor uns. Er war ein Mensch wie wir. Nach seinem Gebahren jedoch erschien er uns wie von einem anderen Stern. «Uri, Uri, Schnaps!» Eine Uhr wechselte daraufhin ihren Besitzer, und befriedigt zog der Russe ab. Viele Male wiederholte sich das, und immer wieder musste ein Wunsch erfüllt werden. Gegen 16 Uhr hörten wir Motorenlärm, Bersten und Krachen: Mehrere Lastwagen hatten den eisernen Zaun unseres Vorgartens eingefahren und waren bis dicht an unser Haus gerollt. Gleich darauf standen mehrere russische Offiziere und Soldaten im Zimmer. Ein eigenartiger Geruch von Benzin und Juchten stand im Raum. Pelzkappen mit dem Sowjetstern, Lederhandschuhe. Sie machten uns auf Deutsch klar, dass sie in unserem Hause für drei Tage Quartier nehmen würden. Dabei überliessen sie uns 20 Personen das Wohn- und Schlafzimmer von Frau Wedemeyer. Reges Leben zog ins Haus. In der Küche wurde sofort mit Kochen angefangen. In der Waschküche wurde der Kessel geheizt. Denn erst wollte man baden und sich vom Staub der Landstrasse säubern. Da das elektrische Licht ausgefallen war, gab man uns am Abend Kerzen. Wir verzehrten still unsere kleinen Vorräte als Abendbrot. Nur zu trinken hatten wir nichts, trauten uns aber auch nicht in die Küche. Schliesslich setzten wir uns auf das Sofa, die Sessel, auf die Teppiche, legten uns quer über die Betten und versuchten vollständig angezogen etwas zu schlafen. Zwei, drei Männer sollten wachbleiben.

Trotz Lärmens, Singens und Feierns während der Nacht sind wir zeitweilig in Schlaf gefallen. Am Morgen musste das Örtchen auf dem Hof aufgesucht werden, wozu wir durch den Hofausgang in der Küche mussten. Nacheinander gehen wir durch die Küche und sehen dabei in einem unbeschreiblichen Wirrwarr von Töpfen und Mengen von Vorräten fremde Gesichter und hören fremde, unverständliche Laute. Am grossen Herd arbeiten mehrere Köche, und angenehme Küchendüfte ziehen durchs Haus. Unsere hungrigen Mägen fangen an zu revoltieren. Entschlossen spricht unsere Mutter im Haus einen Offizier an und fragt, ob wir uns in der Küche etwas kochen dürfen. Das ginge nicht, bekam sie zur Antwort, aber wir sollten etwas warten. Kurz darauf erscheint in unserem Zimmer ein blatternarbiger Mongole mit einer riesigen Suppenschüssel in den Händen, die er mitten auf den Tisch stellt. Dazu bedeutet er uns, dass das für uns bestimmt sei. Schweigend nicken wir, heben den Deckel hoch und sehen eine herrliche Hühnerbrühe mit viel Fleisch, Klössen und Gemüse vor uns. Trotz unserer leeren Mägen zögern wir. Einer spricht es aus, was wir wohl alle bei uns dachten: Die Suppe könnte vergiftet sein! Aber unser Hunger war beim Anblick des Essens nur noch grösser geworden, so dass wir einfach nicht länger widerstehen konnten, zuzulangen. Selbstverständlich schmeckte es uns. Im Laufe des Tages bringen uns die Russen grössere Mengen Butter, Brot und Eier kistenweise.

Immer können wir nicht in unseren Stubenhocken. So bleibt es nicht aus, dass wir in der Diele oder in der Küche manchem der Sergeanten und Offiziere des Stabskommandos, denn um ein solches handelt es sich, begegnen. Plötzlich hält mich ein Sergeant an der Schulter fest. Erschrocken fahre ich zusammen. Doch ich sehe in blaue Augen, in ein gutes, etwas müdes Gesicht. Langsam und schwer kommen Worte über seine Lippen in fließendem Deutsch: «Haben Sie keine Angst vor mir. Ich achte das deutsche Volk.» Diese Erklärung wird von beruhigenden Handbewegungen begleitet. «Ich komme von der Wolga und habe eine deutsche Mutter. Das hier alles tut mir für Sie sehr leid.

Kann ich zu Ihnen kommen und mich mit Ihnen unterhalten?» Ich nicke zustimmend. Am Nachmittag sitzen wir in einer Zimmerecke voneinander. Um uns herum das Durcheinander der vielen Menschen, und vor mir ein fremder Mann, der mir von sich und seinem Leben in Russland, aus Moskau erzählt. Aufmerksam höre ich ihm zu. Er hat ein Ingenieurstudium absolviert. Als er aber dann von mir, von meinem Leben etwas wissen will, kann ich ihm nicht antworten, sondern fange an zu weinen. Er versucht mich zu trösten und murmelt: «Ach, könnte ich Ihnen nur helfen! In zwei Tagen muss unsere Truppe wieder weiter. Was wird dann aus Ihnen werden?»

Glowitz, den 11. März

Wir erfahren am eigenen Leibe, dass die alte Redensart, der Mensch sei ein Gewohnheitstier, wahr ist. Aus unserem gewohnten Rhythmus herausgerissen, leben wir, ohne Tag und Nacht aus den Kleidern zu kommen, und selbst nachts ist unser Schlaf nur kurz und flüchtig. So lange wir unsere Einquartierung haben, sind wir von allen übrigen russischen Soldaten unbehelligt. – Heute früh wurde ich nach oben in unsere Wohnung gerufen. Ein gutaussehender Kapitän mittleren Alters sass auf dem Sofa und hatte vor sich ein geöffnetes Paket, dessen Inhalt ihn interessierte. Mit einem Blick auf mich holt er die Offiziersmütze meines Mannes aus dem Paket und setzt sie sich steif und gerade auf. In einem Taschenspiegel sich betrachtend sagt er: «Gut, nicht wahr, jetzt bin ich ein deutscher Offizier, Heil Hitler!» Ohne ihm zu antworten, greife ich mir seine Persianerkappe und stülpe sie mir schräg auf: «Und ich ein Ruski!» Lachen auf beiden Seiten, wenn es bei mir auch Galgenhumor ist. Er fragt: «Ihr Mann im Osten?» – «Nein, im Westen», antworte ich ihm. «Gut, sehr gut.» Dann muss ich mich neben ihn setzen, und er versucht, seinen Arm um meine Schultern zu legen. Schlimme Situation. «Sie bleiben hier. Wir trinken zusammen Wodka.» Mit seiner Hand streicht er mir dabei über den Rücken. Der Ser-

géant aus Moskau würde mir helfen! Wie komme ich nur darauf? Er ist doch auch Russe! Warum vertraue ich ihm? Zum Glück kommt plötzlich mein Bruder ins Zimmer, um mich nach unten zu holen. «Gut, gehen Sie, aber in einer Stunde sind Sie wieder bei mir», sagt der Kapitän. Ich nicke nur und verschwinde, so schnell ich kann. Gleich darauf berichte ich meinem Sergeanten diesen Vorfall. Der meldet es sofort dem kommandierenden Major weiter, und der Herr Kapitän muss seinen Wodka allein trinken. Am Abend kommen alle bei uns einquartierten Offiziere zu uns in das Wohnzimmer, nur der Kapitän fehlt! Sie wollen mit uns zusammensitzen und sprechen, soweit das möglich ist. Mein Sergeant fungiert als Dolmetscher. Er sitzt dabei neben mir. Immer wieder wollen sie von unserem Alltagsleben hören, aber sie sprechen auch von sich. «Warum haben so viele Deutsche im Dorf Selbstmord begangen?» fragen sie uns. Wir sitzen hier verhältnismässig behütet und wissen nichts von diesen schrecklichen Vorgängen, die sich im Ort abgespielt hatten. Schliesslich fragen sie: «Dürfen wir singen?» Natürlich, Gäste, auch wenn sie ungebeten sind, dürfen Wünsche äussern! Mitgebrachte Balalajkas erklingen, und schöne, kräftige Männerstimmen singen schwermütige russische Weisen. Kerzen flackern und werfen ihr warmes Licht auf diese eigenartige, russisch-deutsche Gesellschaft.

Auch Wodka bieten sie schliesslich an, den wir nicht abschlagen können. Neben mir sass noch immer mein Sergeant und sah ganz glücklich aus.

Glowitz, den 12. März

Gegen Mittag rüstet unsere Einquartierung zum Aufbruch. Die Lastwagen werden beladen. Die Kampftruppe muss weiter. Noch ist Deutschland nicht besiegt. Ihr Ziel ist die Reichshauptstadt: Berlin.

Wie grotesk sehen dazu die weissbezogenen Betten und farbigen Daunendecken zwischen den Soldaten und der Munition auf den Wagen aus. Aber die Russen sind ganz stolz darauf. Diese Beute muss unbedingt mit auf ihre Reise.

Mein Sergeant nimmt mich noch einmal beiseite: «Am liebsten nähme ich Sie mit bis zum Kriegsende! Warum sind Sie keine Russin?» – «Ja, und Sie kein Deutscher?» halte ich ihm entgegen. «Dann würde ich dich heiraten», setzt er seinen Gedanken-gang fort und fällt dabei ins vertrauliche Du. Als ich ihm darauf lächelnd erkläre, dass ich doch schon verheiratet sei, schüttelt er ungläubig seinen Kopf. «Gib mir zum Andenken ein Bild von dir mit», bittet er und hält mir schon ein Passbild von sich entgegen. Auf der Rückseite steht seine Moskauer Anschrift in kyrillischen, für mich aber auch in lateinischen Buchstaben. Er sagt dazu, dass man nie wisse, was noch kommen mag. So könnte ich seinen Eltern oder ihm schreiben, wenn ich in Russland wäre, und sie könnten mir dann helfen. Der Truppe würde jetzt die GPU folgen, und sicher würde es zu Verhaftungen kommen. Er riet mir, mich versteckt zu halten, damit ich dem entginge. Bei seinen Ratschlägen wurde er immer trauriger. Schliesslich zog er mich scheu an sich, um sich dann loszureissen und, ohne sich noch einmal umzusehen, in seinen Wagen zu springen. Er war der Letzte. Die Fahrzeugkolonne fuhr in schneller Fahrt unter dem Winken der Offiziere und Soldaten ab.

Erst jetzt kamen wir wieder mit dem Geschehen im Dorfe in Berührung. Die deutschen Männer mit weissen Armbinden gingen durch die Häuser, um Tote zu suchen und sie zu bestatten. Wir erfuhren die schreckliche Bilanz: 35 Selbstmorde im Dorf! Gerda Piotraschke, eine gute Bekannte, lag mit geöffneten Pulsadern auf der Strasse. Ihre Schwester holte man tot aus dem Dorfteich. Die meisten hatten sich erhängt und mussten vom Suchkommando abgeschnitten werden. In den Räumen der Ortsgruppe der Partei lag ein Toter, dem die Augen ausgestochen waren. Wie sich herausstellte, war es ein Flüchtling und kein Parteigenosse oder gar -führer. Es war sein Verhängnis, dass er in diesen Räumen Zuflucht gesucht hatte. Es dauerte zwei Tage, bis alle Toten in einem Massengrab ihre Ruhe gefunden hatten. Der Frost lässt endlich nach, der Schnee schmilzt, und in der Luft liegt schon etwas Frühling.

Ein schrecklicher Abend und eine noch schrecklichere Nacht liegen hinter uns. Nachdem uns mittags unsere Einquartierung verlassen hatte, begann für uns der Schrecken. Die Haustür stand nicht mehr still. Russische Soldaten kamen einzeln und in Gruppen, gingen von unten nach oben und umgekehrt durch das ganze Haus, durchsuchten, zerwühlten und vernichteten wähl- und ziellos oder nahmen sich Dinge, die sie gebrauchten. Ein unbeschreiblich penetranter Geruch nach schlechtem Benzin, der den Kerlen anhaftete, zog durchs ganze Haus. Am Abend sassen wir im Dunkeln, weil sie uns den von unserer Einquartierung vorsorglich zurückgelassenen Vorrat an Kerzen abgenommen hatten. Mein Vater war zusammen mit einigen Männern zum Verhör geholt worden und bisher nicht nach Haus gekommen. Plötzlich stand ein Haufen angetrunkenener und laut singender Soldaten vor uns im Zimmer. Sie hielten brennende Kerzen in den Händen, die sie abstellten, um dann im Zimmer Platz zu nehmen. Einige trugen sich aus unserer Küche und unserem Keller Essvorräte herbei, und schliesslich zogen alle Schnapsflaschen hervor. Wir mussten bei ihnen sitzen und sollten auf ihren Sieg mit ihnen anstossen. Aber dieses Zeug zu trinken, war uns unmöglich. Es musste wohl Brennspritus oder etwas ähnlich Scharfes sein. Wir kippten unsere Gläser heimlich unter den Tisch auf den Fussboden aus. Später sahen wir grosse weisse Flecke, weil die Fussbodenfarbe weggefressen war.

Plötzlich begann sich einer der Soldaten auszuziehen. Nachdem seine russische Uniform abgelegt war, stand er in deutscher Wehrmachtsuniform da. Als er auch diese ausgezogen hatte, kam eine SA-Feldbluse und darunter schliesslich eine solche der SS zum Vorschein. Alle diese Kleidungsstücke hatte er sich übereinander angezogen und war sichtlich stolz auf seinen Vorrat. Je später es wurde, desto gefährlicher war unsere Situation. Ein Soldat nach dem anderen verschwand mit Frauen aus unserer Runde. Mein Herz schlug zum Zerspringen. Hinterher wusste ich selbst nicht, wie es mir im letzten Augenblick gelungen war, den Klauen der Gierigen zu entweichen. Klar denken konnte ich erst

wieder, als ich mit voller Wucht gegen die Schlafzimmertür geflogen war und mich danach schnell im angrenzenden Wohnzimmer verkriechen konnte. Als der Morgen graute, erklärten die betrunkenen Tyrannen, dass sie uns nun alle erschiessen müssten. Ein leichtes Maschinengewehr hatten sie bereits im Zimmer aufgebaut. Da stürmte auf einmal ein russischer Kommandant mit einigen Offizieren in unser Haus. Derbe Schläge prasselten auf die Betrunkenen, die davon nüchtern zu werden schienen. Schliesslich knieten sie weinend nieder und entschuldigten sich. Der Kommandant erklärte uns, dass ein derartiges Verhalten verboten sei. Mit Fusstritten beförderten die Offiziere die Gesellschaft endlich an die Luft. Der Spuk war vorbei. Dazu hatte uns eine unserer Nachbarinnen verholfen, die bei uns im Hause gewesen, dann aber unbemerkt davongeschlichen war, um Hilfe zu holen. Jetzt erst war für mich die Welt, in der ich gelebt hatte, zusammengebrochen.

Unsere Sorge wandte sich nun unseren Männern zu, die noch immer nicht nach Hause gekommen waren. Meine Mutter und zwei ältere Frauen wollten sich auf die Suche nach ihnen machen.

Stolp, den 16. März

Gerade bin ich mit den Vorbereitungen zum Mittagessen fertig, als ein Trupp Russen plötzlich im Hause steht. Zwei grosse und kräftige Sergeanten und ein kleiner behender Mann, der in einer Halbuniform steckt. Sie durchsuchen das Haus, ohne irgend etwas zu nehmen. Dafür mustern sie uns alle von Kopf bis Fuss. Dann verhandeln die beiden Soldaten mit ihrem kleinen Begleiter. Rauh und kehlig klingen ihre Stimmen. Ich empfinde ihr Gespräch wie Hundebellen. Da dreht sich der Halbuniformierte zu mir um, klopft mir auf die Schulter und sagt auf Deutsch: «Du musst mitkommen.» – «Ich?», frage ich angsterfüllt zurück. Dabei wundere ich mich, dass ich überhaupt noch antworten konnte. Als der Dolmetscher, denn als solcher fungiert der Kleine, mein erschrockenes Gesicht sieht, sagt er mit einer gewissen Verlegen-

heit in der Stimme: «Ist nicht schlimm. Für zwei Stunden im Dorf arbeiten, dann wieder nach Hause.» Schnell werfe ich mir meinen Mantel über, vergesse in der Eile mein Kopftuch, meine Handschuhe, denn schon höre ich ihr antreibendes Dawai, Dawai. An jeder Seite einen Russen laufe ich die menschenleere Dorfstrasse hinunter.

Im Haus nahe der Kirche, wohin man mich gebracht hat, treffe ich einige Bekannte. Bauer Ness, unseren Pastor und verschiedene Männer, die ich nur vom Ansehen kenne. Dazu einige junge Mädchen, die ich nicht kenne; so stehen wir in dem leeren Zimmer und wissen nicht, was mit uns geschehen soll. Gegen Mittag bringt uns die Frau Pastor einen Teller warme Suppe. Erst gegen Abend werden wir unter strenger Bewachung in ein anderes Haus, die Werkstatt des Dorftischlers, gebracht. Männer und Frauen sind jetzt getrennt. Keine von den Frauen kenne ich. Wieviel Fremde sind auch in den letzten Wochen in unserem Dorf hängengeblieben! Fast alle stammen aus Ostpreussen. Nur die schmale, zarte Gräfin war wie ich aus dem Haus geholt worden, alle übrigen hatte man auf der Strasse aufgegriffen. Wir kauerten uns auf den Fussboden, und als es dunkel wurde, versuchten wir zu schlafen. An Schlaf war nicht zu denken. In meinem Kopf ging alles durcheinander. Noch gab ich es nicht auf. Morgen würde alles anders sein, dann war ich bestimmt wieder zu Haus! Nebenan quarrte ununterbrochen ein Grammophon, sangen und grölten unsere Bewacher. Plötzlich – war es schon Nacht oder war es noch Abend – ich war wohl über meinen quälenden Gedanken eingenickt, wurde ich unsanft mit Fusstritten geweckt: «Mitkommen, dawai, dawai!» Torkelnd steige ich über schlafende Gestalten und folge dem Soldaten über die Strasse in ein anderes Haus. Die kühle Nachtluft tut meinem heissen Kopf gut. Doch dann stehe ich schon in einem mit Kerzen notdürftig beleuchteten Zimmer. Vor Zigarettenqualm kann ich zuerst kaum etwas sehen. Hinter einem Tisch sitzt ein Offizier, dessen breite Schulterstücke im zuckenden Kerzenschein aufleuchten. Auf der Tischkante sitzt eine kräftige Russin mit typisch slawischen Gesichtszügen. Als Dolmetscherin führt sie das Gespräch mit mir,

um meine Worte sofort dem Offizier zu übersetzen. Worte wie «Dokument», «registrieren» schwirren durch den Raum. Die üblichen Verhörfragen nach meiner Person, welche Parteiorganisation, BDM usw. usw. ergehen über mich. Nein, schüchtern antwortete ich wohl nicht, obwohl ich mit meiner Fassung am Ende war. Gewiss würden sie mich laufen lassen; denn wirklich hatte ich nicht einmal dem BDM angehört und war politisch in jeder Beziehung ein unbeschriebenes Blatt. Trotzdem nehme ich an, dass sie mir kaum glauben. Denn wer wird schon in einer solchen Situation die Wahrheit sagen? Aber ich sagte die Wahrheit. Nach einer guten halben Stunde werde ich zurück in die Werkstatt geführt. Noch immer Musik und Leben auf der einen Seite der Strasse, Trostlosigkeit und Entmutigung auf der anderen Seite.

Auch die längste Nacht geht zu Ende. Ein klarer, sonniger Morgen bricht an. Im Sonnenlicht erscheint das Häufchen Menschen auf dem Fussboden der Werkstatt noch verlorener. Bis ins Innere erstarrt hocken wir zusammen, ahnen ein ungewisses Schicksal und wissen nun, dass das der erste Tag einer Gefangenschaft ist. Zu essen hatte ich mir nichts mitgenommen. Die anderen haben Rucksäcke und mit Esswaren vollgepackte Taschen bei sich. Überhaupt scheinen sie mir viel ausgerüsteter zu sein, als ich es bin. So tragen sie auch drei bis vier Kleider übereinander. Die Leidensgenossinnen teilen Schnitten aus, und eine gewisse Kameradschaft kommt auf. Waschen können wir uns nicht. Unsere Bewacher kommen in den Raum und bleiben in unserer unmittelbaren Nähe. Da ruft uns mit leisem Schrei eins der Mädchen ans Fenster: zum erstenmal sehen wir gefangene deutsche Soldaten. In langer Kolonne bewegen sie sich mit schleppenden Schritten die Dorfstrasse entlang, verdreht und mit dem Anflug beginnender Verwahrlosung. Dieser Anblick ging uns allen nahe. Wo waren Ordnung, Sauberkeit und der mit fleissiger Arbeit ausgefüllte Alltag geblieben? Stattdessen verunzierten Schmutz, Gerümpel, kaputte Fahrräder die Strassen. Schon diesen Anblick konnte ich nicht ertragen.

Plötzlich kommt Bewegung unter uns: dem Gerücht nach sol-

len wir noch heute abmarschieren! Daraufhin bestürmen Männer und Frauen die russischen Wachen. Und das schliesslich mit Erfolg: sie dürfen unter Bewachung noch einmal kurz nach Haus, um sich verschiedene Dinge zu holen. Nur ich bekomme auf meine gleiche Bitte immer nur ein Kopfschütteln und ein stures «Njet» zu hören.

Auf einmal steht mein Vater vor mir. Er ist soeben freigekommen! Allein auf Grund eines von ihm vorgelegten Briefes der Deutschen Arbeitsfront, in dem er als Volksgenosse und vor allem als Saboteur angeredet und bezeichnet wurde. Das ist ihm nun zum Vorteil ausgeschlagen.

Mein Vater will sofort nach Haus gehen, um meine Mutter zu verständigen. Doch es kommt nicht mehr dazu. Wir – 15 Männer und 35 Frauen – müssen antreten, uns zu einem Zug formieren und losmarschieren. In Richtung Klenzin verliessen wir Glowitz. Die Mittagssonne schien, während wir langsam durch den Schneematsch stapften, vorbei an umgekippten und ausgeplünderten Treckwagen und Pferdekadavern. Dann die ersten toten deutschen Soldaten. Bisher hatte ich noch keinen toten Menschen gesehen. Trotzdem sehe ich jetzt nicht fort, sondern sehe sie friedlich mit ihren schon wie Pergament vergilbten Gesichtern mit spitzen Nasen in ihren verdreckten Uniformen liegen. Was mögen ihre letzten Gedanken gewesen sein? Frauen und Mädchen werden sie irgendwo in Deutschland beweinen und wohl nie erfahren, wo sie der Tod ereilt hat.

Da überholt uns ein strohbepackter Panjewagen, aus dem ein Kopf mit dickem Verband zu sehen ist. Darunter schaut ein Jungensgesicht hervor. Auch sie haben fast noch Kinder in ihren Reihen. Er blickt ganz versonnen über uns hinweg in die Feme. Vielleicht hat er Heimweh und denkt an seine Mutter.

Die Strasse erscheint mir endlos. Viele solcher Strassen gibt es auf der Welt. Und was geschieht gegenwärtig auf ihnen? Unser Weg geht vorbei an dunklen Wäldern und an Feldern, auf denen wie kleine Inseln noch Schnee liegt. Nässe dringt in meine Schuhe und zieht an mir herauf und macht mich frösteln. Mit jedem Schritt, mit dem ich mich von zu Haus entferne, nimmt meine

Gleichgültigkeit und Stumpfheit zu. So erreichen Worte nur mein Ohr. «Ich heisse Elisabeth und komme aus Bartenstein. Wir wollen zusammenbleiben. Willst du?» Wird es überhaupt auf unseren Willen ankommen? Ich bekomme einen Puff von hinten, und eine Hand reicht mir etwas zu: ich halte ein Paar selbstgestrickte schafwollene Handschuhe in der Hand. Eine ältere Frau nickt mir zu: «Nimm sie dir, ohne Handschuhe ist es noch zu kalt.» Schön warm halten sie, und ich brauche meine Hände nicht mehr in den Manteltaschen zu vergraben. Der Tag will kein Ende nehmen. Wir kommen durch Dörfer, die wie ausgestorben daliegen. Neben den Hauswänden liegen viele Hühnerköpfe. Die Russen hatten sie geschlachtet, indem sie ihnen einfach die Köpfe abgerissen hatten.

Endlich steigen Abendnebel auf und ziehen in feinen Schwaden über den Boden hin. Mitten in einem scheinbar ausgestorbenen Dorf hält unser Häuflein vor einem alten, unbewohnten, weissen Häuschen an. Es soll uns als Quartier dienen. Die Männer führen unsere Bewacher in das obere Stockwerk. Die alte Wendeltreppe knarrt laut unter den derben Männerstiefeln. Ein alter Schlüssel kreischt in einem rostigen Schloss. Die Männer sind eingeschlossen. In einem fast leeren Zimmer des Erdgeschosses lassen wir Frauen und Mädchen uns auf dem Fussboden nieder. Ich weiss nicht, was grösser ist: der Hunger oder die Müdigkeit vom ungewohnten Marsch? Ein Russe erscheint und verspricht uns Essen. Geschäftiges Treiben beginnt in der Küche. Hühner werden in besagter russischer Manier geschlachtet, gerupft und kochfertig gemacht. Inzwischen teilt man an uns Brot und dünnen Malzkaffee aus. Als Kerzen notdürftig unseren Raum erhellen und ihr Schein gespenstisch über uns gleitet, wird uns Hühnerbrühe mit Reis serviert. Essnäpfe und Blechlöffel wandern von Hand zu Hand. Fleisch und Knochen werden ebenfalls in die Hände genommen. So stillen wir unseren Hunger. Dann löschen wir die Kerzen und legen uns nieder. Doch bald beginnt der nächtliche Spuk, vor dem wir uns in Gedanken und ohne darüber zu sprechen gefürchtet haben. Schemenhaft öffnet sich die Zimmertür, und drei, vier und mehr Männergestalten

huschen herein. Ihr nächtliches Opfer haben sie sich schon am Tage ausgewählt. Leises Weinen und Jammern dringt an mein Ohr. Da schliessen sich um mich zwei Männerarme und unter gurgelndem Lachen höre ich: «Siehst du, mein Täubchen, jetzt gehst du mit uns. Wo hast du deinen kleinen Hund gelassen? Du warst immer stolz. Ich habe dich auf deinen Spaziergängen oft gesehen.» Ich beginne mich zu erinnern. Der Kerl muss ein russischer Kriegsgefangener vom Gut sein. Von dort marschierten sie fast täglich an unserem Haus vorbei zur Feldarbeit. Darum bin ich aus dem Haus heraus verhaftet worden. Man wusste von meiner Existenz, und kein Verstecken hätte wohl genützt. Ich entziehe mich den Liebkosungen, so gut ich kann. Doch er ist weit stärker als ich. Vor meinen Augen sehe ich meinen Mann auftauchen, der mir doch nicht helfen kann. Da fange ich in meiner Verzweiflung plötzlich laut zu lachen an. Schrill und hysterisch klingt es durch den Raum, unaufhörlich. Mit einem Fluch lässt der Kerl daraufhin von mir ab. Auch den anderen Kerlen scheint dadurch die Lust an ihrem Tun vergangen zu sein, denn gleich darauf tritt Ruhe in unserem Zimmer ein.

Die Blicke der Frauen am anderen Morgen werde ich nicht vergessen. Scheu und besorgt schauen sie mich an. Sie glauben, ich hätte in der Nacht den Verstand verloren. Die eingeschlossenen Männer, denen man nur Brot und Kaffee gegeben hatte, hätten uns gern beigestanden.

Unser Marsch geht weiter. Gegen Mittag sind wir in Stolp. In den Strassen sehr viel Militär. Dazwischen ehemalige kriegsgefangene Franzosen. Auf einmal tauchen neben mir zwei bekannte Gesichter auf: Jean und Lisienne, die beiden französischen Milchfahrer aus Giesebitz. Lisienne gelingt es, sich dicht an meine Seite zu schieben. Er fragt mich leise: «Qu'est ce que avec vous?» – «Je ne sais pas. Je suis une prisonnière de guerre», antworte ich ihm. Er schüttelt traurig den Kopf. Da ist schon ein Soldat der Bewachungsmannschaft neben mir und geht mir nicht mehr von der Seite. Jean und Lisienne laufen weiter neben uns her, gestikulieren und sprechen leise miteinander. Aber es gibt keinen Ausweg und keine Hilfe für mich. Mit dieser

Erkenntnis kommen mir die Tränen, und ich lasse meinen Kopf sinken. Durch ein altes, offenstehendes Parktor marschiert unsere Kolonne jetzt auf eine Villa aus der Zeit um die Jahrhundertwende zu. Dabei nicke ich den beiden Franzosen noch einmal zu. Lisienne hebt grüssend seine Hand und spricht noch immer vor sich hin. Selten sah ich so traurige Augen wie jetzt die seinen. Von einem russischen Offizier werden unsere Namen umständlich aufgerufen. Als wir danach das Haus betreten, stehen die beiden Franzosen noch immer am Parktor. Ich werde sie wohl nicht mehr wiedersehen.

Während ich das schreibe, sitzen wir noch immer im gleichen Haus. Ausser trockenem Brot habe ich heute noch nichts gegessen. Schmutzige und jauchige Pellkartoffeln zum Mittag habe ich nicht angerührt.

Stolp, den 17. März

Bevor es ganz dunkel wird, will ich noch etwas niederschreiben. Es tröstet mich und lässt mich nicht so verloren sein. Meine Traurigkeit ist immer grösser geworden, ich glaube, mir kann nun nichts Schlimmeres mehr geschehen. Wir Gefangene sind aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschieden, sind aus unserer Bahn geworfen. Ohne eigenen Willen haben wir nur dem fremden Befehl zu gehorchen und zu folgen. Besonders der Abend und die Nacht sind für uns Frauen unerträglich. Die Dunkelheit erscheint uns endlos. Dann möchten wir lieber Männer sein.

Im Laufe des Vormittags werde ich in ein anderes Haus zum Verhör geholt. Dieses Mal dient ein Kohlenkeller als Wartezimmer. Auf langen Bänken sitzen deutsche Männer und Frauen beinahe wie im Wartezimmer eines Arztes, wenn nicht der Koks um uns herum wäre. Vor der Kellertür selbstverständlich russische Soldaten, die in Abständen die Namen der zum Verhör verlangten Personen laut aufrufen. In der Wohnung über dem Keller finden die Verhöre statt. Wir merken das sehr bald. Das Schreien, das Klatschen der Schläge und das Poltern, als wenn

Stühle herumfliegen, das alles spricht eine deutliche Sprache. Ich weiss nicht, wie lange ich hier im Keller sitze. Namen werden aufgerufen, und neue Menschen kommen dauernd hinzu. Wir rücken auf den Bänken zusammen und sitzen aneinandergedrückt. Ein älterer Mann wankt herein. Wachsbleich im Gesicht hält er sich mit letzter Kraft an der Wand fest und flüstert, fast ohne die Lippen zu bewegen: «Furchtbar sah die Frau eben aus. Man hat sie blutig und total zerschlagen aus dem Zimmer geschleift!» Sein Blick geht nach oben, und wir wissen alle, was er meint. Jedem von uns kann das auch bevorstehen. Mir gegenüber sitzt eine noch jugendlich aussehende Mutter mit ihrer kaum 20jährigen Tochter. Sie sind zwar mitten unter uns und scheinen doch meilenweit von ihrer Umgebung entfernt zu sein. Sie halten sich an den Händen und sprechen kein Wort. Sie sehen noch nach Sauberkeit, ja nach Gepflegtheit aus. Sie tragen elegante Skihosen, pelzgefütterte Windjacken, unter denen Pullover hervorsehen und haben gute, feste Skistiefel an den Füßen. Am Handgelenk der Mutter sehe ich eine brillantbesetzte Armbanduhr. Beide haben die Worte des Mannes gehört. Sie beginnen daraufhin miteinander zu flüstern. Nach einer Weile des Zögerns greift die Mutter in die Tasche ihrer Skihose und holt etwas hervor. Zwischen ihren Händen sehe ich es aufblitzen. Dann steht sie auf und geht hinter den Holzverschlag, der den Keller unterteilt. Scharren von Koks und ein feines Klirren ist zu hören. Gleich darauf setzt sich die Mutter wieder neben ihre Tochter, und alle Unruhe scheint von ihr gewichen zu sein. Auch an ihrem Handgelenk fehlt die kostbare Uhr. Kaum einer der Anwesenden hat diese Szene bemerkt, weil fast alle damit beschäftigt sind, sich einander Mut zuzusprechen.

Bald darauf muss ich in eins der Vernehmungszimmer. Ein Offizier hinter einem Schreibtisch und eine Dolmetscherin mit einer Reitpeitsche über den Knien empfangen mich. Die üblichen Fragen nach den Personalien. Aus meiner Manteltasche ziehen sie meinen Ausweis, der mir bisher geblieben war, zusammen mit einem Passbild meines Mannes heraus. Er ist darauf als Assistenzarzt zu erkennen. Sie sind darüber und über meine Aus-

sage, er stehe an der Westfront, offenbar zufrieden. Bevor man mich aus dem Zimmer entlässt, ermahnt man mich noch einmal, nur die Wahrheit zu sagen. Denn wenn etwas gelogen sei, werde man mit mir ganz anders verfahren. Beruhigt stelle ich bei mir fest: keine Schläge, mit der Reitpeitsche wurde vor mir nur herumgefuchelt. Aus den anderen Zimmern waren dagegen Lärm und Schläge wie vorher zu hören.

Auch heute habe ich es noch nicht fertiggebracht, von den an uns ausgeteilten Jauchekartoffeln zu essen. Ich verzehre nur trockenes Brot, das wir bekommen haben. Dazu habe ich ein Stück Speck und etwas Wurst aus dem Vorrat meiner Mitgefangenen zugesteckt erhalten. Jetzt ist es fast dunkel, und ich schiebe mein Geschreibsel zwischen meinen Hüfthalter und hoffe, keiner totalen Leibesvisitation unterzogen zu werden.

Stolp, den 18. März

Wir haben unser Quartier wechseln müssen. Bemerkenswert die Art und Weise, in der das vonstatten ging. Die Dunkelheit scheint ein Verbündeter der Russen zu sein, in der sie immer besonders aktiv werden. War es erst Abend, war es schon Nacht? Das Wort «Aufbruch» liess uns ganz wach werden. Scheues Flüstern, Fragen. Als Antwort nur «Dawai, Dawai!» In Viererreihen angetreten, und schon schliesst sich das Parktor hinter uns. Das nächtliche Stolp scheint auf eigenartige Weise erwacht zu sein. Aus fast allen Häusern strömen Menschen und ordnen sich in den grossen Zug ein. Unübersehbar scheint dieser Menschenstrom, der sich durch die Nacht bewegt. Rechts und links von russischen Soldaten, die lange brennende Fackeln tragen, flankiert, geht es im Laufschrift unter ständigen Dawai-Rufen vorwärts. Trotz der kühlen Nachtluft steigt siedende Hitze in mir auf und treten Schweissperlen auf die Stirn. Wohin geht es nur? In der Stolper Innenstadt ausgebrannte Häuser, Schutt, Ruinen, die wie drohende Zeigefinger in den Himmel ragen. Ein Blick zum Nachthimmel. Ja, es gibt noch Sterne, die wie eh und je

tröstlich leuchten, als sei nichts geschehen. Auf einmal jäher Halt vor einem grossen, schweren Eisentor. Dahinter ein grosser, grau-schwarzer Steinkasten: das Stolper Gefängnis. Es ist mir kein unbekannter Bau. Vom Dienstzimmer meines Bruders, der als Referendar und dann als Assessor am Landgericht tätig war, habe ich viele Male auf dieses Gebäude und seinen Hof mit den Gefangenen bei der Arbeit und beim täglichen Spaziergang geschaut. Umständlich werden wir wieder abgezählt und dann von anderen Soldaten mit Kerzen in der Hand in Empfang genommen. Wir stolpern durch kaum erhellte Gänge und gehen durch knarrende Türen, in denen Schlüssel quietschen. Endlich fällt die letzte Eisentür hinter uns ins Schloss. 20 Frauen stehen in einer stockdunklen Einzelzelle. Aufatmend und zugleich beunruhigt lehnen wir uns an die feucht-kalte Kalkwand. Was wird geschehen? Vielleicht stecken sie alles in Brand? Warum gerade in der Dunkelheit dieses ganze Treiben? Auf den Gängen ist Türklappern und Verschiessen zu hören. Das Guckloch in der Zellentür wird noch mehrmals auf- und zugeschoben. So wissen wir, dass man uns verschüchterte Menschen beobachtet. Dann tritt Ruhe ein. Langsam lassen wir uns auf den kalten Zementboden gleiten. Im Sitzen – an Liegen ist in der drangvollen Enge nicht zu denken – übermannt uns der Schlaf.

In aller Frühe Wecken. Zur Verrichtung unserer Notdurft geht es im Laufschrift auf den Hof. Auf ihm sitzen Männer und Frauen durcheinander. Voller Ekel möchte ich mich abwenden und die Augen schliessen. Kann man Menschen noch mehr erniedrigen? Grinsend stehen unsere Bewacher bei diesem Schauspiel dabei. Zurück in die Zelle. Bei Tageslicht sehe ich um mich herum nur neue, mir unbekannte Gesichter. Niemand aus Glogwitz. Auf meinem Kopf fängt es seltsam zu jucken an. Sollte ich etwa schon Läuse haben?

Zur Mittagszeit erscheinen zwei Russen mit einer grossen Waschkanne voll Essen. Irgendwer drückt mir einen alten Blechnapf und einen Esslöffel in die Hand. Zum zweitenmal nach meiner Gefangennahme nehme ich eine warme Mahlzeit zu mir: Kartoffeln mit Grütze. Bei manchen ist der Appetit recht gross.

Ich aber würge jeden Bissen widerwillig hinunter. Dazu ein Stück feuchtes Schwarzbrot. Nach dem Essen dämmern wir weiter dahin. Heute ist Sonntag. Ach, könnte ich noch einmal durch den Wald gehen, mich auf den Hügel in Glowitz stellen und den blauen Streifen der Ostsee am Horizont sehen.

Stolp, den 19. März

Fast jeden Morgen nach dem Frühstück, das aus trockenem Brot und dünnem Malzkaffee besteht, ist Appell auf dem Gefängnishof. Dazu ist alle Habe und alles Gepäck mitzubringen. Eine grosse Menge Gefangener wartet auf die Dinge, die da kommen sollen. Einige Offiziere oder auch Funktionäre – wer weiss das bei ihren überdimensionalen Schulterstücken – stehen mit ihren Pelzkappen auf dem Kopf auf einem Podest vor uns und halten umfangreiche Aktenstücke in den Händen. Herausgeputzte Russinnen in ungewohnten Stöckelschuhen helfen ihnen dabei. Wieder werden Namen aufgerufen. Wie fremdartig unsere deutschen Namen aus ihrem Munde klingen. «Ursulla Plees» werde ich zum erstenmal aufgerufen. Neue Gruppen von Gefangenen werden gebildet und abgezählt. Wieder neue, mir unbekannte Gesichter tauchen um mich herum auf. Hinter einem grossen Trupp Frauen trotte ich schliesslich hinterher, steige Treppen hinauf, und dann stehen wir auf dem Dachboden des Gefängnisgebäudes. Es ist ein grosser, heller Raum mit niedrigen, aber breiten Fenstern, die mit dem Fussboden in gleicher Höhe liegen. So kann das Tageslicht ungehindert eindringen. Auf dem Boden liegt eine dicke Schicht Sand, die vordem für Luftschutzzwecke bestimmt war. Da ist wieder Elisabeth aus Bartenstein und die nette ältere Frau, die mir die Wollhandschuhe zugesteckt hat. Und die schmale zarte Gräfin, die aussieht, als wolle sie eine Bergtour antreten. Mit wenigen Worten, aber mit Freude in den Augen und in unseren Gebärden feiern wir Wiedersehen. Wir essen zusammen gutes Bauernbrot mit Speck und Wurst. Wie lange nur ihr Vorrat reicht? Von mir wissen sie ja, dass ich nichts

mitnehmen durfte. Elisabeth gibt mir ihre gute, blaue Lederhandtasche, Lederhandschuhe, eine Schere, einen Kamm und Schreibpapier. Eine andere Frau gibt mir zwei handgewebte Handtücher, ein Taghemd und Taschentücher. Ein dunkler Rock und ein grauer Kittel vergrössern meinen Bekleidungsvorrat. Doch wohin mit all diesen Dingen? Plötzlich findet sich für mich ein alter, schwerer Holzkoffer. Es ist wirklich ein unmögliches Stück, vor allem wenn ich an meine Lederhandkoffer zu Hause denke. Doch kann ich in ihm meine eben erhaltenen Besitztümer gut unterbringen. Zu jedem neuen Appell werde ich von jetzt an mit einem Koffer antreten, und er wird mich daran erinnern, dass ich auf Reisen lebe!

Stolp, den 20. März

Seit genau einer Woche führe ich nun dieses Leben. Man muss mit den ungewöhnlichsten Situationen fertig werden. Hätte man mir vor zwei Monaten gesagt, was mir alles widerfahren würde, dann hätte ich nur gemeint, daran unweigerlich zugrundegehen, zerbrechen zu müssen. Gewiss drückt mich alles wie eine schwere Last, doch hoffe ich immer noch auf ein gutes Ende. Ich bin nicht allein. Sie alle um mich herum gehen den gleichen Weg. Mitleid habe ich vor allem mit den ganz jungen Mädchen, die noch vor Wochen auf der Schulbank sasssen. Sie sind nun nicht mehr Kind und noch nicht Frau. Das sonst allmähliche und vorsichtige Hinübergleiten in die Welt der Erwachsenen ist ihnen brutal genommen worden. 15, 16 Jahre zählen sie, und gerade diese blutjungen Geschöpfe sind die begehrtesten Opfer. Heute Nacht war es wieder ganz schlimm. Wie ein Heuschreckenschwarm kommen sie, mit Kerzen in den Händen, und machen Jagd auf Frauen. Mit grosser Sicherheit finden sie ihr Wild, das sie sich schon vorher ausgesucht haben. «Ursel, Ursel, hilf uns bitte.» Gleich zwei der jungen Mädchen suchen hinter meinem Rücken Schutz, den ich ihnen gern gewähren möchte. Hämisches Lachen und Wimmern klingt durcheinander. Da, ich weiss nicht, wer darauf zuerst

gekommen ist, rufen wir alle laut um Hilfe. Aus ungefähr 200 Kehlen klingt dieses Schreien schaurig. Polternd und die Mädchen mit sich zerrend, ziehen die Russen ab, und Ruhe kehrt auf unserem Boden ein. Für unser nächtliches Verhalten bekommen wir morgens unsere Strafe: mit Gummiknüppeln auf uns einschlagend, gingen sie zwischen uns auf dem Dachboden umher. Mein Wintermantel ist dick. So spürte ich die Schläge kaum. Doch zeigt uns diese Behandlung, wie wehrlos wir jetzt sind.

Wir können uns jetzt täglich an einer Wasserleitung, die wir auf dem Gang entdeckt haben, waschen. Zwar nur Katzenwäsche, denn ausser dem Mantel legen wir kein Kleidungsstück ab. Doch fühlen wir uns wirklich erfrischt und sind dankbar dafür.

Auf der einen Seite des Gefängnishofes hat man hinter einem kleinen Häuschen eine Latrine eingerichtet. Männer und Frauen sind durch eine dünne Holzwand von einander getrennt. Durch das davorliegende Häuschen sind wir für die Wachsoldaten nicht mehr zu sehen. Ein grosser Fortschritt.

Vom Dachboden kann ich auf das Gerichtsgebäude sehen: eine graue, zum grössten Teil ausgebrannte Fassade. Vom Dienstzimmer meines Bruders scheinen nur noch die Fensterhöhlen vorhanden zu sein. Aber wir sind noch da, und darum muss es auch irgendwie weitergehen.

Stolp, den 22. März

Es gibt nichts Neues zu berichten. Der Dachboden mit der dicken Sandschicht ist noch immer unsere Bleibe. Die täglichen Appelle auf dem Hof mit allem Drum und Dran, das träge Dahindämmen während des Tages und die quirlige Unruhe des Nachts sind die gleichen. Gruppen bilden sich. Es werden Freundschaften geschlossen, aber auch Unstimmigkeiten untereinander tauchen auf. In uns sitzt eben Unzufriedenheit, die wir zwar unterdrücken wollen, und die doch aus irgendeinem geringfügigen Anlass zutage tritt und sich entlädt. Hässliche Worte, die besser ungesagt geblieben wären, werden herausgeschleudert. Da-

bei weiss man, dass alles gar nicht so böse gemeint ist. Wir sind gereizt, nervös, überempfindlich und misstrauisch geworden. Vielleicht ist es auch gut, dass man sich auf diese Weise Erleichterung verschafft. Meistens ist auch jemand da, der es versteht, Kampfhähne zu besänftigen und ihnen Mut zuzusprechen, so dass der Friede wieder hergestellt ist. Schliesslich leben wir alle unter dem gleichen Zwang. Jeder muss seinen Weg gehen, glaube ich.

Seit zwei Tagen bemerke ich, wie Gruppen von Männern und Frauen das Gefängnis verlassen. Das schwere Gittertor öffnet sich für sie, aber bestimmt nicht in die Freiheit. Auch treffen noch immer neue Trupps ein. Sie sind vom langen Marsch erschöpft. Sie kommen sogar aus Kolberg, denn Stolp soll Zentralsammel-punkt sein.

Gestern habe ich auf dem Flur Püppi Semprich getroffen. Ich weiss nicht einmal ihren richtigen Vornamen. Sie war am Stolper Landgericht beschäftigt und ist mit einem Referendar verlobt. Sie macht einen lebhaften, munteren Eindruck und ist ganz fest von einem für uns glücklichen Ende überzeugt. Von ihrem Verlobten, der zuletzt am Amtsgericht Lauenburg tätig war, weiss sie nichts. Wir sprechen auch von Flucht. Aber selbst sie, die mit den örtlichen Verhältnissen vertraut ist, hält das für nicht aussichtsreich und meint: «Nur Mut, wir werden auch so wieder heimkommen.» Hoffentlich sehen wir uns bald einmal wieder. Es ist immer tröstlich, jemanden aus der Vergangenheit zu treffen, auch wenn man nicht so eng miteinander befreundet war. Jetzt wiegt eben alles doppelt. Ich höre von Einzelschicksalen und vergesse sie wieder. Doch einige lassen mich nicht los und verfolgen mich bis in die Träume. Eine zarte, junge Mutter aus Stolp. Blass und ganz durchsichtig sitzt sie kerzengrade auf dem Fussboden und nimmt nicht wahr, was um sie herum vorgeht. Sie ist von allen übrigen wie durch eine gläserne Wand getrennt. Nur wenn sich einer von uns zu ihr setzt und sie nach ihrem Söhnchen fragt, geht ein Strahlen über ihre Gesichtszüge. Dann ist der auf ihr lastende Bann gebrochen, und ihre Worte sprudeln nur so hervor. So kennen wir den kleinen Kerl schon genau mit seinen lieben Angewohnheiten und mit seinen kleinen Missetaten. Wie

dankbar ist diese junge Frau, wenn wir ihr schweigend zuhören und ihr nur ab und an eine Frage stellen. Ihre mütterlichen Gefühle und ihre aufgespeicherte Sehnsucht brechen aus ihr hervor und alles Gegenwärtige scheint vergessen. Sie wird ihn wiedersehen, ganz bestimmt, so trösten wir sie. Bis dahin wird die Grossmutter ihren Kleinen hüten. Doch glauben wir selbst an unseren Zuspruch? Ich bin froh, und mir ist um Vieles leichter zumute, wenn ich bedenke, dass ich kein Kind zurücklassen musste. Zum erstenmal in meinem Leben bin ich über einen unerfüllt gebliebenen Wunsch dankbar. Manchmal sitze ich jetzt am offenen Fenster, atme die Frühlingsluft ein, halte mein Gesicht der Sonne entgegen und freue mich über ihre wärmer werdenden Strahlen.

Stolp, den 27. März

Zusammen mit meinen Mitgefangenen wurde ich heute Zeuge einer erschütternden Beerdigung. Schon Tage vorher hatten zum Küchendienst Abkommandierte von dem schrecklichen Geschehen berichtet. In einer Einzelzelle läge eine junge Frau, von der keiner wusste, was sie verbrochen haben sollte. Vor dieser Zelle hätten die russischen Soldaten Tag und Nacht angestanden, um bei ihr Befriedigung zu suchen. Jede Gegenwehr war nutzlos. So war diese junge Frau einem furchtbaren Schicksal preisgegeben. Was mag die Ärmste gelitten haben, bis der Tod sie gnädig erlöste! Ihr Leichnam lag auf einer Bahre mit einem Tuch zugedeckt. Auf dem Gefängnishof wurde eine Grube ausgehoben. Zwei Russen kippten die von ihnen herangetragene Bahre einfach hinein und entledigten sich so ihrer Last. Hastig wurde alles zugeschaufelt, und nur noch ein etwas hellerer Fleck auf dem Erdboden erinnerte an den entsetzlichen Vorgang. In wenigen Tagen wird auch das vergessen sein. Es mag viele solcher Gräber in dieser Zeit geben.

Heute bin ich fünf Jahre verheiratet. Wenn ich über diese Jahre nachdenke, dann komme ich zu einem recht trostlosen Ergebnis. Kriegsgetraut und bestenfalls jedes Jahr zwei Wochen Wehrmachtsurlaub für meinen Mann. Das sind keine hundert gemeinsam verlebten Tage! Keine Hochzeitsreise, keine Flitterwochen, keine Trauung in Kranz und Schleier. Nichts von alledem, wovon ich immer geträumt hatte.

Wieder einmal ist alles ein wenig in Unruhe geraten. Seit gestern sitze ich nicht mehr auf dem Dachboden, sondern bin in einen grossen, ehemaligen Büroraum im Erdgeschoss verlegt worden. An den Wänden stehen noch leere Regale und ein grosser Bürotisch. Der Raum ist überbelegt. Wenn wir nachts alle liegen, bleibt kein freier Platz und kein Gang. Wir kommen uns dann wie Ölsardinen in der Büchse vor. Wieder neue, fremde Gesichter, fremde Schicksale. Wieder fühle ich mich ganz einsam. Schliesslich kann man sich nicht ständig unbekanntem Menschen anschliessen, und das vielleicht auch wieder nur für ein paar Tage! Trotzdem erregen drei Frauen, die älter sind als ich, mein Interesse. Nach und nach erfahre ich von ihnen einiges. Die schon weisshaarige Älteste ist Lehrerin. Die andere Arztfrau, deren Mann die Russen sofort geholt haben. Bis zu ihrer eigenen Gefangennahme hat sie nichts mehr von ihm gehört. Die dritte ist die Frau eines bekannten Schlagertexters aus Berlin. Alle drei Frauen kommen aus Lauenburg und warten nun hier wie alle übrigen. Frau Beiz hatte bis zum Kriegsende bei ihrer Mutter in Lauenburg gelebt. Ihr liebes Gesicht scheint erstarrt und zeigt keine Regung. Zeitweilig kann man aus ihren Zügen ein Nichtbegreifen herauslesen und aus ihren Augen Angst und Misstrauen. Sie trägt noch ihren schwarzen Persianermantel, allerdings mit dem Futter nach aussen gekehrt. Innerhalb unseres armseligen Haufens hielten sie sich abseits. Ohne viel miteinander zu sprechen, trösteten sie sich allein durch ihr Beieinandersein. Auf ihrem Marsch von Lauenburg nach Stolp hatten sie sich auch einiges organisiert. So war unter den Händen von Frau Beiz aus einem blaukarierten Bettbezug eine derbe Küchenschür-

ze geworden, die in seltsamen Widerspruch zum Persianermantel steht und die Trägerin nach Alltagsarbeit aussehen lässt.

Stolp, den 30. März

Ich fühlte mich zu sicher vor ihren Häschergriffen. Mehr als einmal habe ich gehört, wie sie verächtlich «Germanski» hinter mir hersagten. Ich bin eben kein Russentyp. Dafür ist mein Gesicht zu schmal, mein Haar zu blond und meine Haut nicht blass und zart genug. Dazu bin ich im Ganzen auch nicht mollig genug, was sie vor allem bevorzugen. Aus meiner Sicherheit werde ich plötzlich herausgerissen, als ein grosser, kräftiger Mongole mit gelbem, blatternarbigem Gesicht überraschend mitten unter uns steht. Im Kerzenschein halten seine Schlitzaugen prüfend Umschau. Drei, vier Mädchen hat er sich schon gegriffen. Da packt er auch mich mit eisernem Griff und zieht mich hoch. Da ich meine Schuhe nachts immer in meinen Holzkoffer stecke, stehe ich ängstlich schlotternd nur in Strümpfen vor ihm und klage: «Ich kann nicht. Ich habe keine Schuhe.» Er versteht mich gut. «Keine Schuhe?» grinst er unverschämt zurück. Er sucht kurz umher, und schon fliegen mir ein Paar Gummiüberschuhe an den Kopf. «Da, anziehen, dawai, dawai!» Mit meinen kleinen Füessen rutsche ich in viel zu grosse und weite fremde Schuhe. Ich habe einige Mühe, mich mit ihnen nicht zu verheddern. Sechs, sieben Frauen und Mädchen müssen durch dunkle, hohlklingende Gänge hinter ihm herstampfen. Dann wird eine Tür aufgestossen, und mit einem Stoss von hinten stehe ich in einem kleinen Raum. Für Sekunden habe ich meine Augen geschlossen, um sie dann voll Angst um so weiter aufzureissen. An jeder Wand sehe ich eine Pritsche, zwischen denen unter einem kleinen Fenster ein Tisch mit zwei brennenden Kerzen steht. Bevor mich zwei Arme auf die eine Pritsche ziehen, eine Russenkappe mein Gesicht berührt und ein grinsendes Mongolengesicht vor meinen Augen tanzt, sehe ich, dass die andere Pritsche bereits mit einem Paar belegt ist. Stöhnen dringt an mein Ohr. Dazwischen offenbar

derbe Spassworte und Lachen der beiden Mongolen. Kein Laut kommt über meine Lippen. Nach längerer Zeit werden Türen geöffnet. Mädchen schlüpfen auf den Gang, und der Mongole, der uns geholt hatte, will uns zurückführen. Wer von uns es zuerst gesagt hat, weiss ich nicht. Plötzlich rufen wir alle: «Wir haben Hunger und Durst!» Führt uns der Kerl doch tatsächlich in einen küchenähnlichen Raum, bringt uns Brot, Milch und Zucker. Wie verhungert fallen wir darüber her. Als wir davon gesättigt sind, geht es in unseren Raum zurück.

Gedemütigt sinke ich zusammen und versuche zu schlafen. Nachträglich fühle ich mich wie ein Strassenmädchen, weil ich mich durch das karge Essen, das mir noch geschmeckt hatte, habe «bezahlen» lassen!

Stolp, den 31. März

Obwohl ich seelisch nicht nur ganz unbeteiligt, sondern unter Zwang gestanden habe, fühle ich mich dennoch für lange Zeit unrein und beschmutzt. Wenn ich als verheiratete Frau so daran kranke, wie muss dann wohl erst den ganz jungen Mädchen zumute sein? Heute Nacht kam wieder der grosse Mongole. Doch wohlweislich hatten wir uns im Raum andere Plätze gesucht. So liege ich mit einem jungen Mädchen, jeder in Decken gewickelt, in einem der leeren Regalfächer. Er wollte uns gern ins Gesicht sehen und reisst an unser Vermummung. Doch wir klammern uns mit Händen und Füßen aneinander und leisten ihm erfolgreich Widerstand. Mit einem derben Fluch lässt er uns schliesslich in Ruhe und zieht mit anderen Frauen ab.

Eigenartigerweise haben wir jetzt etwas mehr Bewegungsfreiheit. So können wir nachmittags auf den Hof in die beinahe schon sommerlich warme Sonne. Heute war allgemeiner Washtag. Irgendwer hatte Waschschüsseln herbeigeschafft und auch Seife. Diese Gelegenheit nehme ich wahr und reibe in kaltem Wasser mit Seife eifrig auf meinen Strümpfen und meiner Unterwäsche herum. Sauber haben wir alle unsere Wäsche nicht

bekommen, aber nachdem wir sie im Winde trocknen lassen konnten, haftet ihr doch ein Hauch langentbehrter Frische an. Nur gut, dass ich bei meiner Gefangennahme meine derben Sportstrümpfe anhatte. Dünne Seidenstrümpfe wären schon lange zerschlissen.

So viel ich mich auf dem Hof auch umsehe, bemerke ich doch kein bekanntes Gesicht. Nicht Elisabeth aus Bartenstein, nicht die zarte Gräfin und auch nicht Püppi Semprich. Man flüstert von Gefangenentransporten, die bereits Stolp verlassen haben sollen. Niemand weiss etwas Genaues. Doch in jedem Gerücht ist ein Körnchen Wahrheit. Wann werde ich an der Reihe sein? Niemand weiss, was ihm die Zukunft bringen wird.

Stolp, den 1. April

Ostersonntag – Ostern – Fest der Auferstehung. Wie so ganz anders müssen wir es in diesem Jahr verleben. Keine Kirchenglocken läuten, keine sonntäglich gekleideten Menschen gehen in die Kirche, keine Wagen werden angespannt, um über Land Osterbesuche zu machen. Keine Spaziergänge durch die Dörfer und vorüber an bestellten Feldern und durch grünenden Wald. Kein Bauer kann heute Besuchern sein Vieh zeigen und mit ihnen über seine Sorgen und Nöte sprechen. Land und Menschen zwischen den Zeiten! Verzagte, trauernde Menschen, die dennoch ganz tief in ihrem Herzen hoffen.

Warum sind Völker so verschieden? Die Russen sind nicht nur unsere Sieger, sie sind auch andere Menschen! Aber es gibt auch bei ihnen Gute und Schlechte – wie bei uns. In Gedanken bin ich unseren Siegen in den ersten Kriegsjahren nachgegangen. Wie musste es den von uns Besiegten zumute gewesen sein? Warum muss es Sieger und Besiegte geben? Stattdessen sollten alle Menschen auf der Welt Achtung voreinander haben. In der Schule haben wir so viel gelernt, und doch wissen wir so gut wie nichts über andere Völker und ihre Eigenheiten. Vielleicht lernen die Menschen aus den vielen Fehlern, die gemacht wurden. Dann

könnte auch unser kleines Schicksal mit seinen Opfern eines Tages nicht umsonst gewesen sein.

Am Nachmittag nehme ich wieder meinen Lieblingsplatz am Fenster ein. Wie schön warm es jetzt schon ist, und vor weniger als einem Monat war nichts als Eis und Schnee.

Auch die Russen haben heute Sonntag und verbringen ihn auf ihre Art. Da sitzen ein paar von ihnen auf erbeuteten Fahrrädern und versuchen verbissen, hinter die Kunst des Radfahrens zu kommen. Noch geben sie dabei klägliche Figuren ab. Wie Affen klammern sie sich auf den Sätteln fest, kommen nicht vorwärts, kippen um und werfen wütend die Räder an die Mauer. Einer sitzt doch tatsächlich mit einem kleinen Regenumhang für Kinder auf dem Rad und trägt es ganz stolz. Manchmal sind sie wie die Kinder, um sich dann plötzlich wie wilde Tiere zu benehmen.

Abends hören wir Hufschläge. Drei, vier Pferde laufen im Gefängnishof umher. Da schwingen sich auch schon vier Offiziere auf sie und sprengen durch das Tor hinaus. Die ungesattelten Pferde und ihre Reiter sind ein imposantes Bild. Wild und verwegen sind sie in ihrem Element.

Stolp, den 2. April

Wenn unsere Lage nicht so ernst wäre, könnte man vieles lächerlich finden und annehmen, sie trieben Aprilscherze mit uns. Fast alles in ihrem Tun, das umständliche Umgruppieren der Gefangenen nach andauernden Appellen und Namensaufrufen lässt keinerlei System erkennen oder auch nur vermuten. Nach einer solchen Prozedur muss ich mich heute wieder ganz anderen fremden Menschen anschliessen, das Gefängnis verlassen und komme in das benachbarte Magazinegebäude. Grosse verdreckte Fabrikräume, in denen man bei jedem Schritt und in den Sonnenstrahlen grosse Staubwolken aufwirbeln sieht. Sicher sind vor uns schon viele Menschen hier gewesen, haben gewartet und gehofft. Die Luft ist vollkommen verbraucht. Ein Dunst von Schweiß steht unangenehm drückend in allen Räumen, als wären

sie erst kurz vorher freigeworden. Wir suchen uns ein kümmerliches Plätzchen auf dem Fussboden und lassen uns darauf nieder. Wirkliche Ruhe können wir noch nicht finden. Fragen schwirren unter uns umher. Mutmassungen werden angestellt. Doch kommen wir zu keinen Ergebnissen. Die Vorräte bei den Frauen beginnen jetzt bedenklich zu schrumpfen. Schwelgte man anfangs noch in Speck und Wurst, so ist man heute schon über eine Speckschwarte froh. Wie selbstverständlich schiebt mir das Mädchen neben mir eine geräucherte Schwarte zu. «Nimm nur! Schmeckt noch wunderbar nach Speck. Unsere Zähne bekommen damit Arbeit, und unsere Gedanken beruhigen sich dabei.» Während sich meine Zähne auf und ab bewegen, sitze ich und schreibe. Noch immer habe ich Schreibpapier oder konnte neues dazu erbetteln. Schäbig genug ist es, doch schreiben kann ich darauf.

Stolp, den 3. April

Es sieht jetzt doch sehr nach Aufbruch aus. Dabei geschieht noch nichts Besonderes. Wir sind im Magazin und versitzen, verdösen und zerreden den Tag. Die Stunden schleichen dahin, und noch endloser scheint die Nacht zu sein. Aber wir bleiben hier wenigstens ruhig und ungestört.

Stolp, den 4. April

Seit heute bin ich wieder auf dem Dachboden im Gefängnisgebäude. Wieder bei ganz anderen und fremden Frauen und Mädchen. So bin ich ganz allein auf mich gestellt. Dabei gibt es einige Mitgefangene, die von Anfang an zusammengeblieben sind. Weil es mir anders ergangen ist, habe ich keine Lust mehr, zu Mitgefangenen Kontakt aufzunehmen. Darum beschäftige ich mich gern mit meinen Notizen.

Als ich 16 Jahre alt war, also genau vor zehn Jahren, bekam ich mein erstes Tagebuch, eingebunden in dunkelblaues Saffian-

leder, mit Goldschnittblättern und einem Verschluss. Von da an vertraute ich ihm meine Freuden, Sorgen und Nöte an. Von meiner ersten grossen Liebe, von schmerzlichem Abschied und von Tränen war da die Rede. Wie wichtig man das damals alles nahm! Tatsächlich habe ich einige Jahre gebraucht, um von ersten Erlebnissen wieder innerlich frei zu werden. Dieses Tagebuch wollte ich für immer aufbewahren. Wo mag es nun sein? Wer mag es einmal finden, um es achtlos beiseite zu werfen? Eigenartig, während ich diese nüchternen und traurigen Geschehnisse auf lose Blätter schreibe, muss ich an mein Tagebuch denken. Werden mir meine jetzigen Aufzeichnungen erhalten bleiben, und wie werden ich über sie denken, wenn ich sie später nachlese?

Stolp, den 5. April

Mit dem Aufbruch und mit dem Abtransport scheint es jetzt ernst zu werden. Der Art und Weise meines Aufbruchs fehlt es dann nicht an einer gewissen Komik. In der Nachmittagssonne sind wir alle wieder mit Gepäck auf dem Hof angetreten. Viele Männer sind schon aufgerufen. Sie stellen sich in Reih und Glied auf und warten hinter dem noch geschlossenen Tor auf den Abmarsch. Da höre ich plötzlich als letzten Namen meinen eigenen aufgerufen. Zögernd und zweifelnd blicke ich mich deswegen um, doch um mich herum sehe ich nur zustimmendes Kopfnicken. Ein letzter Blick zu meinen letzten Mitgefangenen, ein schneller Händedruck mit einigen von ihnen, und ich gehe hinüber zur aufgerufenen Männergruppe. Zu ungläubigem Grinsen verzerren sich die ausgemergelten Gesichter dieser Männer: «Was willst du allein zwischen uns? Geh zurück!» Doch schon öffnet sich das Tor des Gefängnishofes, und es kommt Bewegung in unsere Reihen. Mir kommen Tränen, und es würgt mich im Hals wie ein Kloss. Stumm stapfe ich hinter den Männern her. Ziel war die Stolper Petri-Kirche. Dort zählen uns die Russen wieder einmal umständlich ab. Gruppenweise verschwinden die Männer im dunklen, kühlen Kirchenschiff. «Nein, du nicht!

Warten!» wie aus unendlicher Ferne dringt die abgehackte Stimme des Russen an mein Ohr. Andere Soldaten gesellen sich zu uns. Lachen und Witzeln über mich. Ich muss wohl auch eine klägliche Figur abgeben mit meinem schweren Holzkoffer in der Hand. «So, nun komm mit», der Sergeant von vorhin greift nach meinem Arm und deutet mit einer kurzen Kopfbewegung an, ihm zu folgen. Mit schnellen Schritten, denen zu folgen mir schwerfällt, geht es durch mir unbekannte Strassen, die trotz strahlenden Sonnenscheins grau und verlassen daliegen. Nur hier und da ein paar Kinder, die etwas zu suchen scheinen, wahrscheinlich etwas Essbares. Ein altes Mütterchen steht in einer windschiefen Tür und sieht in die aus den Fugen geratene Welt. Wie fragend sind ihre Augen auch mich gerichtet. Weiter geht der Weg, an dessen Ende ein verlassenes Haus in einem verwilderten Park liegt. Im Erdgeschoss der alten, einstmals vornehmen Villa wird eine Tür aufgestossen, und ich stehe in einem fast leeren Raum. Ein grosser, schwerer Eichentisch, Überbleibsel solider Bürgerlichkeit, ist das einzige Mobiliar. An der einen Längswand kauern sieben Frauen auf dem Fussboden. Ich setze mich wortlos zu ihnen, weil ich polnische Worte höre. Nach einem Weilchen spricht mich eins der Mädchen in hartem Deutsch an und erzählt mir bereitwillig, dass sie alle aus dem Korridorgebiet nach hier wandern mussten. Es sind Volksdeutsche und auch «Eingedeutschte», also Polinnen. Alle ziehen es jetzt vor, nur Polnisch zu sprechen. Teresa, so heisst das zarte, freundliche Mädchen, holt vom Tisch eine grosse, schöngeschliffene Kristallschale, die bis zum Rand mit Zucker gefüllt ist, schneidet Brot ab und gibt mir beides zu essen. Vor Heisshunger schmeckt mir das Zuckerbrot köstlich. Dazu trinke ich schwarzen Kaffee. Während sich die andern flüsternd unterhalten, mache ich mir wieder Notizen. Bald jedoch spüre ich grosse Müdigkeit und wünsche mir erlösenden Schlaf, um nicht mehr nachdenken zu müssen.

Im ratternden Takt rollen die Räder des langen Güterzuges nach Osten. Ich kauere in einer Ecke des überfüllten Waggons. Ich weiss nicht, wieviel Frauen und Mädchen auf allerengstem Raum zusammengepresst wurden.

Am Morgen nach der bei den Polinnen ruhig verbrachten Nacht glich das Haus einem aufgescheuchten Bienenschwarm. Soldaten kommen und gehen. Die Polinnen befestigen an ihren Mänteln weiss-rote Bändchen, die polnischen Nationalfarben. Als wir gegen Mittag antreten, reissen ihnen die Russen diese Bänder höhnisch lachend ab. Wir müssen uns in einen langen Zug Menschen einreihen, der sich, von russischen Soldaten mit Maschinenpistolen scharf bewacht, langsam durch die Stadt schiebt. Es ist eine traurige, trostlos anzusehende Menge, die sich nur widerwillig mit schlurfenden Schritten fortbewegt. Denn noch sind wir in der Heimat. Es geht durch das Neue Tor. Geld liegt auf der Strasse. Aus dem Haus der Pommerschen Bank waren viele Banknoten hierher geweht. Niemand greift danach. Wozu auch? Alles bisher so Wichtige und Gültige war zum Gegenteil geworden. Durch die breite Adolf-Hitler-Strasse geht es zum Bahnhof. Kurz davor hören wir aus einem Haus furchtbaren Lärm. Eine Tür wird aufgerissen, und ein russischer Soldat fliegt die wenigen Stufen hinunter in den Vorgarten und bleibt wie tot liegen. Ich wage einen scheuen Blick. Was ich sehe, lässt mich erstarren. Das Gesicht des Hinausgeworfenen ist eine einzige blutige Masse. Die Tür ist wieder geschlossen. Musik erklingt, und Lieder werden gesungen. Niemand hilft diesem Mann. Er ist doch einer von ihnen! Aber was bedeutet ihnen ein Mensch? Keine Achtung und kein Mitleid. Was haben wir erst zu erwarten? Ein langer, noch leerer Güterzug steht für uns bereit. Mit den sieben Polinnen komme ich als erste in einen leeren Waggon. Darum komme ich zu einem Eckplatz gleich unter dem offenen rechteckigen Fenster. Als der Waggon übervoll ist, rasseln die Waggontüren zu und werden abgeriegelt. Ich stehe an meiner Fensteröffnung und sehe auf der anderen Bahnsteigseite einen russischen Lazarettzug stehen. An den Fenstern schmutzige Gar-

dinen. Derbe Russinnen in weissen Kitteln, in Schaftstiefeln, mit breiten Lederriemen gegürtet, Baskenmützen auf dem Kopf, schleppen Essen für die Soldaten heran. Mir läuft das Wasser im Mund zusammen beim Anblick der grossen Kommissbrote.

Gegen Abend setzt sich unser Zug in Richtung Westen in Bewegung. Als wir ungefähr in Köslin sein müssen, ist unsere Fahrt erst einmal zu Ende. Die erste Nacht im Waggon war entsetzlich. Bei der Überfülle ist an Ausstrecken oder gar Umdrehen nicht zu denken. Von allen Seiten bekommt man Püffe und Fussritte, und auch ich habe solche wohl ausgeteilt.

Am 6. April morgens setzt sich der Zug nach Osten zurück in Bewegung. Als er wieder hält, stehen wir an der gleichen Stelle in Stolp, wo wir am Tage vorher verladen wurden. Auf dem Bahnhofsvorplatz findet gerade eine Reiterparade statt. Wir sehen ein durch die Pferde schönes Bild. Militärmusik erklingt. Sie spielt noch, als unser Zug endgültig nach Osten rollt. Ich setze mich auf den Boden und will nichts mehr sehen und hören. Das ist der Abschied.

Im Zug, den 8. April

In Stolp hatten uns die Russen Brote in die Waggons geschoben und Behälter mit Wasser dazugestellt. Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.

Aus der kargen Sicht einer breiteren Waggonöffnung erlebe ich noch einmal die landschaftliche Schönheit Pommerns. Nach Süden wird das Land leicht hügelig. Dazwischen liegen sanft eingebettet kleine Städte. Schimmernde Seen blinken herüber. Grünende Wiesen und weite Felder wechseln miteinander ab. Und immer wieder dunkle Wälder. Rummelsburg ist vorüber. Der Abend kommt. Nebel steigen auf und hüllen das Land ein. Wir mögen jetzt vielleicht in der Nähe von Schlochau sein, als unser Zug ganz plötzlich anhält. Flak bellt in unserer allernächsten Nähe auf. Wahrscheinlich ist sie sogar auf unserem Zug. Motorengeräusch von Flugzeugen kommt näher, und die Flak

wird heftiger. Unruhe herrscht unter unseren Bewachern, die aufgeregt den Zug entlanglaufen und die Waggontüren noch einmal zu sichern scheinen. Wir aber halten den Atem an, lauschen in die Nacht und sehen durch die Öffnung einen ruhigen Sternenhimmel. Da hat es eine ausgesprochen: den Gedanken, die Sehnsucht, die Hoffnung, die in uns bei dem kriegerischen Zwischenspiel plötzlich aufkommt: Das sind unsere Leute. Gewiss ist noch Krieg, und nun ist die Wende da. Sie werden uns befreien. Je stärker das Motorengeräusch an unsere Ohren dringt, um so glücklicher sind wir. Doch nach etwa einer Stunde schweigt die Flak, und unser Zug ruckt so heftig an, dass wir alle durcheinanderfallen. Unsere Hoffnung ist tot. In ermüdendem Takt rollen die Räder wieder durch die Nacht.

Im Zug, den 9. April

Der Hunger kommt. Brot und Wasser allein genügen nicht. In der Nähe der Waggontür entdeckt eins der Mädchen eine grosse Tonne mit rohem Fleisch. Der Hunger ist gross, und das Fleisch übt eine grosse Anziehung auf uns aus. Sollen wir uns davon bedienen oder nicht? Diese Frage beschäftigt uns sehr und löst unter uns eine Diskussion aus. Unser Selbsterhaltungstrieb siegt. Frauen beginnen die Tonne zu leeren, zerschneiden das Fleisch, teilen es in Portionen ein und verteilen es an alle im Waggon. Früher hätte ich mich davor geschüttelt und mich vor Ekel abgewendet. Jetzt aber nehme ich meinen Anteil entgegen und beginne genau wie die anderen, es klein zu wiegen und auf mein Brot zu legen, zusammen mit Salz und Zwiebeln. Diese – ich staune immer wieder, wo derartige Vorräte herkommen – lassen uns glauben, dass wir Tartarbeefsteak essen. Zufrieden sind wir erst, als der ganze Inhalt der Tonne verzehrt ist. Das war um die Mittagszeit. Abends werden viele von uns von einem Unwohlsein befallen. Heftige Magenschmerzen setzen ein, und es folgt übler Durchfall. Und das in einem überfüllten und verschlossenen Waggon! Unser Zug steht irgendwo, und wir

trommeln verzweifelt an die Türen und Wände, schreien immer wieder im Chor: «Aufmachen!» Nichts geschieht. Wir hören nur unser Echo. Konservenbüchsen und andere Gefässe müssen erhalten. Ein unangenehmer Geruch steigt in unsere Nasen und macht uns übel. Um in dieser Luft nicht umzukommen, schütten wir den üblen Inhalt der Gefässe aus den vier Waggonöffnungen. Doch vor unserem Waggon muss wohl ein Posten stehen. Denn wir hören daraufhin draussen lautes Fluchen, und ein Stein fliegt über unsere Köpfe in den Waggon, zum Glück ohne jemanden zu treffen. Während unseres Transportes werden wir zweimal täglich aus den Waggonen gelassen und auf die Felder neben den Geleisen gejagt, um in bunter Reihe, Männer und Frauen durcheinander, unsere Notdurft zu verrichten. Das ist besonders erniedrigend, zumal dazu unsere Bewacher ihre Witze machen. Bei diesem Geschäft entdeckte gestern einer der Soldaten bei einem jungen Mädchen aus unserem Waggon ein Paar sehr gute Schaftstiefel. Blitzschnell konnte sich das Mädchen dem Zugriff entziehen, indem sie wie um ihr Leben in unseren Waggon zurückrannte, um sich hier zu verstecken. Doch gleich darauf kam der Verfolger heraus, die Stiefel triumphierend schwenkend. Zurück blieb ein weinendes Mädchen. Bevor sich die Türen zur Weiterfahrt schlossen, flogen als schäbiger Ersatz ein Paar alte Filzschuhe in den Waggon.

Im Zug, den 10. April

Immer weiter geht die Fahrt nach Osten. Wenn ich tagsüber an meinem Ausguck stehe, sehe ich die Gegend vorübergleiten. Nichts ist mehr von der Lieblichkeit der südpommerischen Landschaft zu sehen. Kaum noch Wälder, nur flaches Land, hin und wieder Häusergruppen oder vereinzelte Katen. Je länger die Fahrt dauert, desto trostloser scheint alles zu werden. Die Felder sind noch unbestellt. Selten sind Menschen zu sehen. Hin und wieder tauchen Männer mit den charakteristischen eckigen polnischen Soldatenmützen auf.

Am Rollen des Zuges hören wir deutlich in der Nacht, dass es über eine Brücke geht: wir passieren wohl die Weichsel. Danach hält der Zug auf einem vollkommen verdunkelten Bahnhof. Trotz der Nachtzeit herrscht reges Treiben, Stimmengewirr und Scharren von vielen Füßen ist zu hören. Trotz unserer Bemühungen gelingt es uns nicht, unseren Standort zu bestimmen. Vielleicht ist es Thom oder Bromberg? Wer weiss es. Stunden später sehen wir in der heraufziehenden Morgendämmerung auf einem Abstellgleis einen Güterzug mit vielen offenen Waggonen stehen. Wir trauen unseren Augen nicht: auch in diesen offenen Wagen stehen Männer und Frauen dicht bei dicht! Bei ihrem Anblick werden wir ganz still. Wir empfinden bei uns so etwas wie Dank. Dank, dass wir in allem Unglück doch noch ein Dach über dem Kopf haben.

In unser dumpfes Schweigen klingt auf einmal eine helle Sopranstimme: «So nimm denn meine Hände.» Zaghafte und scheu, so als wenn wir uns schämten, fallen wir ein und singen mit. Gesangbücher werden hervorgeholt und weitergereicht. Wir singen noch einige Lieder. Wenn auch mit ihnen die Erinnerung an bessere Tage auftaucht, so finden wir doch Trost.

Im Zug, den 11. April

Seit einigen Tagen werden aus meinem Waggon einige Polinnen vormittags zur Arbeit in den für die Russen bestimmten Küchenwaggon abkommandiert, um dort zu helfen. Erst am späten Nachmittag, wenn der Zug wieder hält, kommen sie zu uns zurück. Jedes Mal bringen sie mehrere Essgeschirre bis zum Rand mit Essen gefüllt. Doch was sind schon diese wenigen Behälter für die vielen Menschen im Waggon? Es ist nicht leicht, das Essen gerecht zu verteilen. Mir ist es peinlich, dass ich täglich ein paar Löffel davon bekomme. Das habe ich Teresa, der zarten, jungen Polin zu verdanken. Sie gehört zu den sieben Frauen, denen ich am letzten Tag in Stolp zugeteilt wurde. Ich sitze und liege im Waggon neben Teresa. So sind wir uns auch

menschlich näher gekommen. Entgegen meiner Absicht, ohne Kontakte zu bleiben, um mir neue Traurigkeit bei einer stets zu erwartenden Trennung zu ersparen. Teresa macht nun eine Ausnahme. Man muss sie gern haben. In ihrem harten Deutsch hat sie mir ihr Schicksal erzählt. Ich spürte, dass sie dankbar war, in mir eine ZuhörerIn gefunden zu haben. Als sie 17 Jahre alt war, besetzten die Deutschen das Korridorgebiet. Bald suchte man Menschen als Arbeitskräfte im Reich. Dabei ist es nicht sanft hergegangen, aber immer wieder versichert sie mir, dass die Deutschen sich niemals so rücksichtslos gezeigt hätten wie jetzt die Russen. So durften sie Gepäck mitnehmen und wussten, dass sie zum Arbeitseinsatz abtransportiert wurden. In Ostpreussen auf irgendeinem Arbeitsamt kam eine Bäuerin, um sie auf ihren Hof zu holen. Sicher war die Arbeit schwer, aber das Essen war gut. Trotzdem litt Teresa sehr darunter, eine Zwangsarbeiterin zu sein. Besonders weil sie sich zu den Deutschen hingezogen fühlte, ja, sie bewunderte. Darum war sie überglücklich, als der Antrag ihres Vaters auf Eindeutschung genehmigt wurde, und sie daraufhin von der Zwangsarbeit freikam. Sie konnte zu ihrer Familie heimkehren und ging von nun an daheim in die Fabrik. Dort begegnete sie Fritz, einem jungen Soldaten aus dem Reich. Eine zarte Liebe verband die beiden Menschen, und ehe er wieder an die Front musste, verlobten sie sich. Stolz zeigt sie mir ihren Verlobungsring, den sie allem zum Trotz noch immer an ihrem Finger trägt. «Ich werde und muss ihn wiedersehen! Dann wird alles gut!» Wenn sie so sprach, glänzten ihre dunklen Augen warm und innig. Vergessen waren dann die Hustenanfälle, die ihren zarten Körper besonders nachts quälten. Ja, Teresa ist schon lange lungenkrank. Die Zwangsarbeitszeit war für sie zu anstrengend gewesen. Sie hatte sich zu Haus gut erholt, wie sie sagte, und nun dieser neue Schicksalsschlag durch die Russen! Eine andere «Eingedeutschte», die Teresa schon lange kennt, bestätigte es mir. Arme, kleine Teresa mit dem guten Herzen! Ihr Lebenslauf beschäftigt mich sehr. Warum haben wir nicht besser an ihnen gehandelt? Warum mussten sie mit dem «P» gekennzeichnet herumlaufen? Mir scheint, man zahlt es uns jetzt mit

gleicher Münze heim. Und Teresa muss zum zweitenmal einen harten Weg gehen, weil sie eine Deutsche sein wollte. In den täglichen Haltepausen werden Tote und zu Tode Erschöpfte an den Bahndamm gelegt. Von dem schrecklichen Anblick will ich mich abwenden und muss doch immer wieder hinblicken. Meistens sind es Männer, die den Strapazen nicht mehr gewachsen sind. Wie sehen sie jetzt aus! Ihr Alter ist nicht mehr feststellbar. Ihre Körper sind dünn und zerfallen. Unter Bärten schaut pergamentfarbene Haut hervor.

Eine dieser Elendsszenen prägt sich mir besonders ein: Über die Gestalt eines Mannes beugt sich ein russischer Major, holt eine Decke herbei, um den Kopf höher zu betten. Dann versucht der Major aus seinem Essgeschirr dem Kranken Nahrung einzufliessen. Zum Schluss holt der Major seine Feldflasche hervor und gibt dem Mann schluckweise zu trinken. Während der ganzen Zeit geht der Atem des Mannes stossweise, und die ledern gewordene Haut seiner Wangen spannt sich ballonartig auf, um danach wieder tief einzufallen. Als unsere Haltepause zu Ende geht, nimmt der Major den federleicht gewordenen Deutschen wie ein Kind auf seine Arme und trägt ihn in den Waggon zurück. Die grosse Behutsamkeit, ja Zartheit, mit der das alles geschieht, mutet bei diesem Hünen von Offizier seltsam an. Für mich ist es seit langer Zeit das erste Anzeichen von Menschlichkeit bei einem Russen, unter denen es trotz allem auch Menschen mit Herz gibt! Mögen uns auf unserer Irrfahrt viele solcher Menschen begegnen!

Im Zug, den 12. April

In unserem Waggon haben wir bald jedes Zeitmass verloren und haben Mühe, die Wochentage auseinanderzuhalten und uns der Sonntage zu erinnern. Wir müssen die Finger zum Abzählen zur Hilfe nehmen, um nachzurechnen, wie lange unsere Fahrt schon dauert. Unserer Rechnung nach sind wir heute auf den Tag genau eine Woche unterwegs. Während dieser Zeit war es für uns mit am schlimmsten, dass wir uns überhaupt nicht waschen

können. So denken wir sehnsüchtig an unsere Katzenwäsche in Stolp zurück. Dabei hätten wir hier eine kleine Erfrischung viel nötiger. Schmutz und Staub haben sich in unseren Gesichtern festgesetzt. Unsere Hände sehen aus, als ob wir schwarze Handschuhe an hätten. Ab und an nehmen wir unser knappes, kostbares Trinkwasser und lassen es über unsere aus den Fensteröffnungen gehaltenen Hände laufen. Sauber werden sie davon nicht, aber wir meinen, dass doch der grösste Schmutz von ihnen entfernt sei. Seit heute soll unser Zug wieder in Richtung Westen rollen. Es kann wohl sein. Uns fehlt alle Orientierung, weil Städte offensichtlich gemieden werden. Wir kommen immer nur durch kleinere Ortschaften und sonst nur über flaches Land. Vielleicht ist es gut, dass wir zurückrollen. Bleiben wir doch so in Polen, das zwar auch ein fremdes Land für uns ist, aber unmittelbar an Deutschland grenzt. Morgens singen wir Kirchenlieder. Abends, wenn die Dämmerung hereinbricht und später der Mond sein Licht in unsere Waggonöffnungen fliessen lässt, singen wir Volkslieder. Alle sind andächtig dabei. Die Gespräche verstummen, und in den Pausen zwischen zwei Liedern könnte man eine Stecknadel zu Boden fallen hören. Auch sonst sind wir eine ganz verträgliche Gemeinschaft, aber während dieser Stunden scheint unsere Verbundenheit noch enger zu sein. Wir alle sind dankbar, dass in unserem Waggon bis jetzt noch keine von uns von einer ernsten Erkrankung heimgesucht wurde. Von der Durchfallkatastrophe abgesehen, die glücklicherweise schnell vorüberging, sind wir alle den Umständen nach wohl und munter. Mitunter werden einige gequält von melancholischen Gedanken. Sie fangen zu weinen an, und aus den stossweise herausgebrachten Worten und Sätzen klingt verständliche Verzweiflung. Schliesslich sorgen Trostworte, an die die tröstenden Sprecher wohl selbst nicht glauben, dafür, dass die Tränen versiegen und die aufgewühlten Gemüter etwas zur Ruhe kommen.

Ich selbst halte mich ruhig und gebe mich zuversichtlich, obwohl mir zeitweilig hundeehend zumute ist. Bei meinen Notizen, die ich niemand zeige, suche und finde ich etwas Trost und Kraft zum Durchhalten.

Im Zug, den 13. April

Tagelang habe ich die grosse, schlanke und dunkelhaarige Lisa schon bemerkt. Sie gehört zu den Menschen, die schweigsam mit allen Dingen allein fertig zu werden versuchen, anstatt sich durch Klagen oder gar durch Tränen ihre Sorgen zu erleichtern. Nach ihrem Äusseren würde sie kaum jemand für eine Bauerntochter aus dem Landkreis Lauenburg halten, die sie ist. Sie ist so ganz anders als die Bauerntöchter, die ich als Inbegriff von Kraft und Schlichtheit kenne. Ich kann mir Lisa, an der alles so anmutig und zugleich etwas fremdartig wirkt, beim besten Willen nicht als Bäuerin vorstellen. Stundenlang kann sie still zum Ausguck heraussehen. Ihr reizvolles Gesicht und ihre schönen Augen verraten keine innerliche Regung. Sie scheint sich aufgegeben zu haben. Nachts wirft sie sich im Traum herum und murmelt Worte, die ich nicht verstehen kann. Am Morgen ist sie dann wieder ruhig und unnahbar. Wenn sie doch weinen könnte. Vielleicht würde sie das erleichtern und ihre Verkrampfung lösen. Sie scheint mir ein Beispiel zu sein, wie man es nicht tun soll. In den letzten Wochen ist es mir bewusst geworden, dass ein Mensch sehr viel ertragen kann, ohne zugrundezugehen und dass nichts auf der Welt sinnlos geschieht.

Im Zug, den 14. April

Dieses ständige Geräusch der rollenden Räder kann ich bald nicht mehr hören. Ich muss dabei immer an den Spruch denken, der in den letzten Kriegsjahren jede unserer Lokomotiven zierte: «Räder müssen rollen für den Sieg». Sie sind umsonst gerollt.

«Kinder, denkt bloss, wir fahren schon wieder tagelang westwärts. Am Ende sind wir bald wieder in Stolp.» So und ähnlich witzeln wir in unserem Waggon. Nein, das wäre doch selbst für die Russen zu widersinnig. Irgendetwas haben sie mit uns vor, wenn auch alles unverständlich für uns aussieht. Unser Hunger wird grösser. Die Fleischtonne ist leergeblieben. Das wenige Wasser und Brot genügt selbst für unser Dahinvegetieren auf die

Dauer nicht. In dieser Situation sind viele von uns auf ein eigenartiges Spiel verfallen: «Ich möchte jetzt eine braungebratene Gans mit Rotkohl essen.» – «Ach, herrliche Omeletts, ganz locker, wären auch nicht zu verachten.» – «Ein Teller Wrucken (Kohlrüben) mit Pökelfleisch würde mir auch schmecken.» So werden unzählige Gerichte mit ihren genauen Rezepten genannt. Ich finde dieses gedankliche Schwelgen in lukullischen Genüssen dumm und grausam, auch weil damit Erinnerungen aufsteigen, und wir unsere Zwangslage nur noch mehr verspüren.

Aber niemand scheint das so zu empfinden wie ich.

Graudenz, den 16. April

Gestern endete unsere Irrfahrt kreuz und quer durch Polen hier in Graudenz, der alten Festungsstadt. Mittags hielt unser Zug. Die Waggontüren wurden aufgeschoben, und wir bekamen nach zehn Tagen das erste warme Essen: Kartoffeln mit Grütze, also die übliche Russenmahlzeit, aber es schmeckte uns sehr gut.

Danach mussten wir uns am Bahndamm entlang in einer langen Kolonne aufstellen. Es war erschreckend, wie viele Elendsgestalten, besonders unter den Männern, die mit ihren Bärten und ihrem lang gewachsenen Haupthaar wie aus einer anderen Zeit aussahen, hervorkamen. Nur die abgerissenen Wehrmachts- und Zolluniformen erinnerten daran, dass sie zu uns gehörten. Die drei mir bekannten Damen aus Lauenburg, unter ihnen Frau Beiz, die noch immer ihren Persianer mit dem Futter nach aussen gewendet trägt, tauchten auf und marschierten, mir freundlich zunickend, vorbei. Nur ihre gelblich-blasse Gesichtsfarbe verriet die lange Fahrt. Endlich begann unser Marsch durch die Stadt, in der Trümmer drohend und mahnend klagten. Trotzdem schien sich schon wieder neues Leben zu rühren. Am Strassenrand stehende Bevölkerung hatte sich zu unserem Empfang eingefunden. Die meisten sahen schweigend und verächtlich auf uns. Andere Zuschauer konnten sich jedoch nicht zügeln. Sie warfen mit Steinen nach uns, spien aus und beschimpften uns drohend. So mach-

ten sie ihrer noch frischen schlechten Erinnerung an uns Deutsche Luft. Diese Reaktion fand ich nicht verwunderlich, denn wer vergilt Hass nur mit Liebe?

So waren wir froh, als wir in unserem Quartier, der sehr zerschossenen Landwirtschaftsschule, ankamen. Es ist ein grosser Gebäudekomplex um einen geräumigen Hof mit einigen kleineren Nebengebäuden. Schon von aussen sahen wir, dass der Zustand des Gebäudes katastrophal sein musste. Nachdem wir in Gruppen eingeteilt und abgezählt waren, ging es über Schutthaufen die zertrümmerten Steinstufen hinauf und in Räume, in denen sich nur Schutt und Schmutz zwischen Wänden ohne Putz häufte. Die leeren Fensterhöhlen wirkten gespenstisch, und man glaubte, halb im Freien zu leben.

Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, dass es durchs ganze Haus zieht, weil ausser der Eingangstür keine weiteren Türen vorhanden sind. Jeder Raum wird überbelegt, so dass wir es sehr eng haben; ein Dauerzustand für uns. Aber vielleicht wärmt uns diese Enge vor der kalt hereinwehenden Nachtluft. Bleierne Müdigkeit liess unsere Gespräche am ersten Abend bald verstummen, und schnell fielen wir in Schlaf. In meinem Raum sind leider keine Bekannten. Doch weil hier alles offensteht, können wir ungehindert umherwandern. In den Hof dürfen wir allerdings nur, wenn es uns befohlen wird. Unter der strengen Bewachung mit MP's über der Schulter habe ich noch nie so viele Mongolen gesehen. Nicht alle sind klein von Statur. Es gibt auch grosse und schlanke Mongolen. Nur ihre gelben, meist blatternnarbigem Gesichter mit ihren lauernenden Blicken aus Schlitzaugen sind allen gemeinsam. Gerade diese Fremdartigkeit schüchtert uns ein. Sicher wissen das auch die Russen. Schliesslich sollen wir als Gefangene sie auch fürchten.

Graudenz, den 18. April

Wieder Appelle auf dem Hof wie in Stolp. Auch werden wir andauernd umgruppiert. Heute musste ich in einen kleineren Raum umziehen, in dem ich Frau Beiz mit den beiden anderen

Damen antraf. So kann ich hin und wieder mit ihnen sprechen, denn immer zu schweigen ist auch nicht gut. Wir haben jetzt feststellen müssen, dass wir alle verlaust sind. Ohne Scheu ziehen wir uns unsere Kleider aus, um gegen das Ungeziefer anzugehen. Bisher kannte ich eine Laus überhaupt nicht, noch hätte ich es verstanden, sie mit den Fingernägeln zu knacken. Wenn wir glauben, für den Rest des Tages uns von unseren Quälgeistern befreit zu haben, so täuschen wir uns. Bereits nach einer Stunde können wir mit unserer Säuberungsaktion von vorn anfangen und sehen, dass wir genauso voll sitzen wie am Anfang. So scheint es tatsächlich ein nutzloses Unterfangen zu sein, dem wir uns aber doch unterziehen müssen. Besonders schlimm sieht es auf meinem Kopf aus. Aber auch bei meinen Mitgefangenen steht es damit nicht besser. Bei aller Trostlosigkeit wirkt es doch beinahe erheiternd, wenn wir uns gegenseitig die Haare durchsuchen. Dabei muss ich an den Affenkäfig im Berliner Zoo denken, in dem manche Affenmutter ihrem Jungen ebenso das Fell gesäubert hat. Wenn wir als Kinder darüber lachten, traf uns häufig ein vorwurfsvoller Blick einer alten Äffin, als wenn sie damit zum Ausdruck bringen wollte: «Was wisst ihr schon von den Tücken des Lebens.» Dazu unterscheidet sich unser Aufenthaltsraum auch kaum von einem solchen Affenstall, nur kälter ist es.

Trotz der offenen Fensterhöhlen ist die Luft mit Staub und Schweiss angefüllt. Kein Wunder, wenn jede Körperpflege fehlt.

Graudenz, den 19. April

Gewiss, ein klein wenig freier leben wir hier. Jetzt dürfen wir auch am Tage öfter auf den Hof, ohne dass ein Appell stattfindet. Dadurch können wir zu unseren deutschen Männern Kontakt aufnehmen. Sie zeigen sich hilfsbereit und kameradschaftlich und sind immer gewillt, uns Wünsche zu erfüllen. Es ist hier nicht nur die ältere Generation, d.h. die über 50jährigen, sondern auch ein Teil junger Landser vertreten. Einer aus dieser Gruppe fällt mir besonders auf. Er trägt eine alte abgeschabte Infanteristenuni-

form, die ihm nicht passt. Gustel, so rufen ihn alle, macht dieser Umstand anscheinend nichts aus. Er ist jedenfalls immer guter Dinge, mit seinen kaum zwanzig Jahren fast übermütig. Dazu besitzt er als eine Kostbarkeit ein Akkordeon, das zwar arg mitgenommen und beinahe museumsreif ist, dem er aber die schönsten Melodien entlockt. Bei seinem Spiel ist er so sehr dabei, dass er seine Umwelt zu vergessen scheint. Wir hören ihm andächtig zu. Er ist der Liebling aller. Selbst die Russen sind wie vernarrt in diesen jungen, frischen Burschen. Vielleicht ist ihre Sympathie besonders gross, weil er so gut auf seinem Instrument spielen kann. Er muss ihnen immer wieder seine Weisen zum Besten geben und hebt damit ihre Stimmung. Nach solchen Konzerten wird Gustel kühn und trägt den Russen seine Bitten vor, die ihm immer erfüllt werden. Selbst beim Küheschlachten muss er den Russen helfen. Gustel ist kein Egoist und denkt nicht nur an sich. Kindlich leuchten seine Augen, wenn er uns die kostbaren Dinge, die er heimlich abgezweigt hat, anbringt. Dann ist ganz früh am Morgen schon eine Gruppe Männer bei der Arbeit. Auf dem zugigen Dachboden haben sie auf alten Ziegelsteinen ein Feuer brennen und kochen eifrig. Meistens sind es Innereien, Hirn, Pansen, Nieren, Euter usw. Auch Kartoffeln fehlen nicht. Wenn wir uns dann früh auf den Boden schleichen, bekommen wir solche Leckereien geschenkt. Das ist alles Gustels Wirken zu verdanken. Als ich heute mit ihm sprach, wurde er auf einmal ganz ungewohnt ernst. «Das ist bei mir viel Galgenhumor», sagte er. «Wenn die wüssten, woher ich komme; ich gehörte zur Waffen-SS. Sehen Sie hier!» Bei diesen Worten entblöste er seinen Arm und zeigte mir sein Zeichen. «Hoffentlich habe ich weiter so viel Glück.» Wortlos drückte ich ihm die Hand und nickte ihm aufmunternd zu.

Gestern habe ich auf dem Boden einen stillen, grauhaarigen Zollbeamten kennengelernt, der einer der Köche ist. Seine Aufgabe besteht im Zubereiten der Kartoffeln. Mir muss der Hunger schon im Gesicht stehen, denn gleich, doch würdevoll, reichte er mir acht Pellkartoffeln und meinte: «Kommen Sie nur jeden Morgen um die gleiche Zeit.»

Als ich heute bei ihm erschien, nickte er kurz und schob mir meine Ration Kartoffeln zu. Während der kurzen Mahlzeit sitzen wir ganz still beieinander und verstehen uns doch sehr gut, vielleicht gerade, weil wir schweigen.

Auf diese Art und Weise wird unser Alltag etwas abwechselnder, und unsere Gedanken bewegen sich nicht nur im Kreis. Gemeinsam kommen wir besser über alles Schwere hinweg. So wissen wir, dass hier der Tod laufend seine Opfer fordert. Durchschnittlich sind es täglich zehn Männer und fünf Frauen. Am schlimmsten räumt der Typhus unter den Elendsgestalten auf. Es ist schrecklich für uns alle, wenn plötzlich auf dem Hof oder sonstwo ein Mensch zusammenbricht und stirbt. Immer wieder ist es wie eine ernste Mahnung: «Morgen schon kannst du oder ich auch an der Reihe sein!»

Hier dürfen jetzt unsere Männer die Toten beerdigen. Am anderen Ende des Hofes ist so nach und nach ein Friedhof entstanden.

Im Erdgeschoss ist ein Krankenzimmer eingerichtet worden, das sich allerdings kaum von den anderen Räumen unterscheidet. Nur hat es Fensterscheiben und zum Teil Bretter an den Fenstern, so dass die Kranken nicht ganz der Witterung ausgesetzt sind. Die Kranken, die mit ein paar als Kostbarkeit geltenden Decken auf dem Fussboden liegen, werden von Schwester Klara, einer älteren pommerschen Missionsschwester, und einem ehemaligen Stabsarzt betreut. Beiden sind leider die Hände gebunden, weil sie keinerlei Medikamente haben. Wie sollen sie da helfen? Was nützen Fieberthermometer und die Kräutertees gegen seuchenartige Erkrankungen und seelischen Zusammenbruch von Menschen?

Jeden Morgen lauschen wir mit angehaltenem Atem auf die Choräle, die aus dem Erdgeschoss zu uns dringen. Jeder Tote bekommt von der frommen Schwester Klara seinen Choral. So wissen wir aus der Zahl der gesungenen Lieder, wie viele in der Nacht gestorben sind.

Graudenz, den 22. April

Heute ist Sonntag. Zwischen ihm und den Wochentagen spüren wir nur den Unterschied, dass keine Arbeitstrupps für Arbeiten ausserhalb des Lagers zusammengestellt werden. Bis jetzt ist mir das erspart geblieben. Aber früher oder später werde ich sicher auch dabei sein. Ich bin froh darüber, weil ich mich im Lager in gewisser Weise geborgen und vor der feindlichen Umwelt geschützt fühle.

Noch immer bin ich mit Frau Beiz und ihren Gefährtinnen zusammen. Dafür bin ich dankbar. Nachts gibt es hier auch keine Jagden mehr auf uns. Es sind jetzt genug Freiwillige vorhanden, die unter den Russen ihre festen Freunde haben. Ich kann ihre Einstellung zwar nicht verstehen, aber kenne sich einer bei Frauen in solch trauriger Lage aus! Vorteile haben sie offensichtlich davon, und unter Hunger brauchen sie nicht zu leiden. Auch sonst werden sie mit Samthandschuhen angefasst. Und letzten Endes kommen sie sich noch geschmeichelt vor. In unserem Zimmer ist auch eine dieser Frauen, von der wir Abstand halten. Gleichwohl sitzt sie wie eine Diva zwischen uns und lässt sich auch am Tage von ihren Russen, denn sicherheitshalber hat sie gleich ihrer mehrere, in unserer Gegenwart umarmen und küssen. Dafür bekommt sie die leckersten Dinge herbeigeschleppt, die sie, ohne mit der Wimper zu zucken, vor uns verzehrt. Meistens verschwindet sie bereits am frühen Abend, um sich erst gegen Morgen wieder bei uns einzufinden. Sie ist die Frau eines Schuhmachers aus Schlawe, der, wie sie es jedem erzählt, als SS-Mann an der Front ist. Anfangs versuchten wir ihr ins Gewissen zu reden, dass man sich als Ehefrau nicht so weit vergessen sollte, dass sie an ihren Mann denken sollte und daran, was er zu ihrem Verhalten wohl sagen würde. Aber alle Vorhaltungen prallten an ihr ab. Sie ist wohl auch geistig nicht imstande, Sinn und Inhalt der Ehe zu fassen. So haben wir unser Bemühen um sie aufgegeben. Nur die Begleitumstände ihres Verhaltens widern uns immer mehr an. Wenn sie gierig, selbstverständlich ohne auch nur ein einziges Mal etwas mit anderen zu teilen, ihre Extraportionen verschlingt und dazu wie zu ihrer eigenen Entschuldigung vor sich

hinbrummt: «Könntet Ihr auch alles haben, wenn Ihr nicht so stolz wäret. Es gibt unter den Russen auch liebe Jungens!» Mag sie nur dabei bleiben.

Graudenz, den 23. April

Man soll den Tag doch nie vor dem Abend loben; denn jäh wurde unsere kleine Gemeinschaft erneut auseinandergerissen. Zwar bin ich im gleichen Gebäude geblieben, wurde aber einer anderen Gruppe Frauen zugeteilt und lebe nun in einem anderen wüsten Raum. Obwohl ich gegen einen solchen Wechsel schon abgestumpft sein müsste, bin ich traurig, dass ich wieder unter fremden Menschen sein muss. Nur gut, dass mir meine Rundgänge am Tage geblieben sind. Heute hörte ich plötzlich auf der Treppe meinen Namen. Ich drehte mich um und schaute die junge Frau, die mich angerufen hatte, fragend an. Beim besten Willen konnte ich mich ihrer nicht erinnern. Dann sagte sie: «Ich bin Frau Musch. Wir haben in Glowitz gleich nach meiner Hochzeit bei meinen Schwiegereltern zusammen mit Ihnen gefeiert.» Ja, richtig. Das also war die im letzten Herbst so glückliche junge Frau von Heinz Musch, Inhaber einer Gaststätte mit kleinem Hotel in Glowitz. Mein Gott, wie sehr hatte sie sich verändert! Aber sie musste es sein, denn sie erkannte mich ja wieder! Ich wusste, dass sie nach dem Heiratsurlaub ihres Mannes von der Wehrmacht wieder zu ihren Eltern gegangen war, die im Kreis Schlawe einen grossen Hof hatten. Ihr Mann war zuletzt an der Kurlandfront. «Wer weiss, wo er jetzt sein mag. Vielleicht ist es ihm nicht so hart ergangen wie mir.» Als ich sie fragend anschauete, schlägt sie ihre Hände vors Gesicht und lautes Schluchzen erschüttert ihren zarten Körper. Vorsichtig umfasse ich sie und ziehe sie in ein stilles Eckchen des Flurs. «Glauben Sie mir, es war grausam!» Ich wusste genau, was sie meinte. «Vater hätte sich nicht wehren sollen, dann würde er vielleicht noch leben.» Stossweise und abgehackt erzählt sie weiter: «Der betrunkene Soldat hatte es auf mich abgesehen, und ich sollte

mit ihm gehen. Aber mein Vater trat dazwischen, und schon fiel ein Schuss, der ihn zu Boden streckte.» Mutter und Tochter seien dann in ihrer Angst und Panik so schnell sie konnten durch den Garten davongerannt. Ein zweiter und dritter Schuss sei ihnen hinterhergeschossen worden, wodurch die Mutter tödlich getroffen und sogleich in ihren Armen gestorben sei. Sie selbst habe einen Armstreifschuss abbekommen und habe körperlich und seelisch so verletzt aus diesem Chaos dem Russen doch noch folgen müssen! Ihre Verschleppung habe auf sie fast erlösend gewirkt, weil sie nicht mehr in ihrem Dorf bleiben musste, wo sie ständig die Erinnerung an das schreckliche Geschehen vor Augen gehabt hätte. Hier war sie nun unter Schicksalsgenossen ein kleines Glied in einer grossen Kette. Die Aussprache mit mir schien sie zu erleichtern, obwohl ich sie nicht trösten konnte, weil mir dazu die Worte fehlten. Ich versprach ihr, dass wir uns häufiger sehen wollten. Frau Muschs Bericht war mir sehr nahegegangen. Meine Gedanken gingen zu meiner Familie zurück.

Graudenz, den 25. April

Heute bin ich auch einmal herangekommen. In Reih und Glied marschierten die Arbeitskolonnen durch die Stadt, und ich war dabei. Drückend und schwer lag eine fast sommerliche Hitze wie eine Dunstglocke über uns. Die für die Jahreszeit unwahrscheinlich hohen Temperaturen sind kaum zu glauben. Sonst pflegt es hier im Osten vor Mai niemals recht warm zu werden. So scheint auch in dieser Beziehung die Welt aus den Fugen geraten zu sein. In unserer warmen Kleidung – wir trugen noch unsere dicken Mäntel – glaubten wir zu zerschmelzen. Der Güterbahnhof war unser Ziel. Besen, Schaufeln und anderes Arbeitsgerät wurden uns in die Hand gedrückt, und dann begann unsere Arbeit. Es war mühsam, so verloren auf dem glühende Wärme ausstrahlenden Gleiskörper zu stehen und ihn von Unrat und Abfällen zu säubern. Unsere Bewacher verstanden es gut, uns mit unseren immer lahmer werdenden Gliedern anzutreiben. «Dawai, dawai!»

Gerade war ein Güterzug aus dem Osten angekommen. Panzer, Munition und Soldaten wurden in einen anderen bereitstehenden Güterzug, der dann in Richtung Westen abfahren sollte, umgeladen. Noch ist ja Krieg, und der Nachschub rollt. Die Soldaten sind überwiegend Mongolen. Der Lokführer auf der bereits unter Dampf stehenden Maschine, ein Pole, reicht einem unserer Mädchen ein dickes Butterbrotpaket. Dankend lässt sie es in ihrem Mantel verschwinden. Dem Beispiel des Lokomotivführers folgen andere Polen und Russen dieses Zuges. Vor mir steht plötzlich ein kleiner Mongole und hält mir auf seinem ausgebreiteten Mantel seine eiserne Brotration entgegen, die wie Hundekuchen aussieht. Noch zögere ich zuzugreifen. Einen Augenblick zu lange. Ein russischer Leutnant hatte die hilfsbereite Geste des Mongolen bemerkt, kommt fluchend auf uns zu, und mit schnellem Griff fliegt der Vorrat des Mongolen auf und zwischen die Schienen in den Schmutz. Bedrückt und beschämt wie ein kleines Kind wendet sich der Mongole ab und taucht zwischen den anderen Soldaten unter. Noch nie sind mir Hass und Mitleid so eng beieinander begegnet.

Bei der glühenden Hitze quält uns der Durst noch mehr als der Hunger. Was würden wir für einen Becher kühlen Wassers geben! Ausgelaugt und verdreckt kehrten wir am späten Nachmittag zurück. Um die im Lager zur Mittagszeit ausgegebene Suppe waren wir auch gekommen.

Graudenz, den 26. April

Vor ein paar Tagen hat man einen Trupp von noch recht kräftigen Männern aufgestellt, die dann mit unbekanntem Ziel losmarschierten. Zum Glück blieben Gustel und mein Kartoffelversorger, der nette Zollbeamte, im Lager. Heute um die Mittagszeit kehrte eine Handvoll älterer Männer dieses Trupps zurück. Auf ihrem Marsch waren sie zu Fuss bis nach Allenstein gekommen. Um sie weiter nach Osten zu verladen, teilte man sie wieder neu ein. Dabei, so berichteten die Zurückgekehrten lachend, seien

sie überzählig geworden und zurückgeschickt worden. Als Mund-zu-Mund-Nachricht höre ich, dass Bauer Ness aus Glowitz Hand an sich gelegt haben soll. Er hat dieses Leben nicht länger ertragen können. Als ich ihn zuletzt als Gefangenen sah, war der vor Gesundheit strotzende Mann zum menschlichen Wrack geworden. Darum musste ihm der Strick, nach dem er griff, eine Erlösung bedeuten. – In dieser Zeit frage ich mich immer wieder, dürfen wir so handeln? Sich aufzugeben, ist wohl der einfachste Weg; sein Schicksal zu tragen, auch wenn es drückend und hart ist, ist schwerer. Nur wer jede Hoffnung verloren hat, scheint mir wirklich verloren zu sein.

Als ein gutes Beispiel ist mir eine kräftige Frau von einigen dreissig Jahren aufgefallen, der man auf den ersten Blick die Bäuerin ansieht. Sie klagt oder jammert nie. Wir wissen alle, dass sie Ostpreussin ist und mit ihren zehn Kindern, darunter einem Baby, und ihrer Haustochter mit ihrem Treckwagen in Pommern auf der Flucht war, als sie den Russen folgen musste. Zurück blieben ihre zehn Kinder und eine treue Seele von Mädchen. Ihr kleines Kind weinte umsonst nach der Mutter, deren Mann an der Front stand. Wir wollen zum Kommandanten gehen und ihn bitten, dieser Frau die Freiheit zu geben. Doch wird sie ihre Lieben dann wiederfinden? Die Treckwagen blieben nicht auf den Strassen stehen! Die kleine Lilli ist ein rechter Irrwisch, stets zu Streichen aufgelegt, aber sehr hilfsbereit. Sie ist zusammen mit ihrem Vater hier, einem pommerschen Landwirt. Ebenso wie Gustel versteht sie es, die Herzen im Sturm zu erobern, und besonders für die Schwermütigen unter uns ist sie ein Sonnenschein. Ich habe von ihr manchen Leckerbissen wie Zwiebeln, Salz oder Zucker zugesteckt bekommen.

Auf dem Hof sind immer einige Frauen und Mädchen damit beschäftigt, die Wäsche der Russen zu waschen. Mit kaltem Wasser und wenig schlechter Seife können sie natürlich nicht den Dreck aus dem Zeug bekommen. So müssen sie kräftig reiben und bürsten. Ich möchte nicht Waschfrau sein. Einen kleinen Vorteil haben wir als Zuschauer davon: wir freuen uns über jeden kleinen Rest Seife, den wir von den Wäscherinnen geschenkt be-

kommen. Doch Läuse scheinen gewaschene Sachen ebenfalls gern zu haben. In hellen Scharen sitzen sie bald wieder darin. Werden wir sie überhaupt noch einmal loswerden?

Graudenz, den 28. April

Heute passierte uns nach Stolp hier die erste Filzerei. Die Russen durchsuchten und durchstöberten alles und kehrten das Oberste zu unterst und umgekehrt. Wir wurden auf den Flur geschickt, damit sie das ungestörter tun konnten. Nachher hatten wir ziemliche Mühe, unser Eigentum wieder zu finden. Viele Dinge, zumeist Kleinigkeiten, waren mitgegangen, was ja der Hauptzweck des Ganzen war. So fehlte hier eine Schere, dort Spiegel und Kamm. Mir waren die von Elisabeth aus Bartenstein geschenkten Lederhandschuhe abhanden gekommen. Aber auch diese Aktion kann uns nicht mehr aus der Fassung bringen.

Zeitweilig haben die Russen eine besonders feindliche Einstellung gegen uns. Dann zerstören sie die Feuerstellen auf dem Dachboden, auf dem nach wie vor gewerkelt wird und treiben uns mit Donnerwetter in alle Winde auseinander. Doch bald wird die Luft wieder rein. Wir fangen sofort von vorn an, sind nach einem solchen Auftritt noch mehr bei unserer Kocherei dabei und verzehren unsere Extrasachen um so andächtiger.

Neue Gerüchte sagen, dass unser Lager aufgelöst werden soll, wir entlassen würden und dann nach Pommern zurückwandern dürften. Aber hätte man uns bis hierhergebracht, um uns dann ohne Weiteres laufen zu lassen? Ich kann mir das nicht denken. Trotz all ihrer Planlosigkeit verfolgen sie mit ihrem Tun ein Ziel!

Graudenz, den 30. April

Lilli, unser Irrwisch und unser aller Sonnenschein, ist tot. Ich kann es gar nicht fassen und meine zu träumen. Heute Morgen, als der Choral verklungen war, berichtete unsere Missions-

Schwester, dass das der Abschied von Lilli gewesen war. Noch gestern Nachmittag hatte ich mit ihr gesprochen, und sie drückte mir eine halbe Zwiebel in die Hand, damit mir mein Brot besser schmecken sollte. Gegen Abend bekam sie starke Schluckbeschwerden, Schüttelfrost und hohes Fieber: Diphtherie. Wie können dagegen die vorhandenen Teesorten helfen?! Gegen Morgen hatte sie ausgekämpft. Ein junges, blühendes Menschenleben war so schnell erloschen. Auch die ältere Lehrerin aus Lauenburg, die immer mit Frau Beiz zusammen war, ist tot. Wer weiss, wer ihnen noch folgen wird?

In der letzten Nacht kam es zu einem Zwischenfall wie in alten Zeiten: genau hinter mir liegt die Russenbraut aus Schlawe. Sie ist ständig von russischen Soldaten umlagert. Nach Einbruch der Dunkelheit poltern wieder einige Burschen in unseren Raum. Setzt sich doch einer von ihnen mit seiner dreckigen Hose auf mein Gesicht und amüsiert sich darüber. Wütend greife ich nach einer Sicherheitsnadel und steche ihn damit kräftig in seine Sitzfläche. Als Antwort lässt dieser Kerl mitten in mein Gesicht einen fahren! Grosser Jubel darüber bei den anderen Russen. Der neugierig gewordene Kerl leuchtet mit der Taschenlampe nach mir, um mir ins Gesicht zu sehen. Ich werfe mich zur Seite und ziehe mir meinen Mantel fest über den Kopf. Zum Glück liege ich zwischen den anderen so fest eingeklemt, dass er sein Bemühen nach vergeblicher Rangelei aufgibt. Meine nächsten Nachbarinnen hatten den Vorfall miterlebt und erzählten es allen übrigen. Ausgerechnet mir muss derartige passieren!

Graudenz, den 1. Mai

Heute bin ich freiwillig umgezogen. Zwei junge Mädchen aus Stolp hatten den Zirkus und die damit für uns verbundene ständige Unruhe um die Russenbraut so satt wie ich und kamen mit mir. Auf Rat unseres Lagerarztes, dem wir unser Leid geklagt hatten, quartierten wir uns in das Zimmer der geschlechtskranken Mädchen ein. Es ist ein grosser, fast leerer Raum, in dem nur

eine Handvoll wirklich geschlechtskranker Frauen untergebracht ist, von denen wir uns gut in einer anderen Zimmerecke abseits halten können. Hier können wir endlich seelenruhig schlafen und uns dabei ausstrecken und dehnen, so viel wir wollen. Nur einen kleinen Haken hat es für uns: wir bekommen unser Essen ganz zuletzt. Man merkt es den Russen an, dass sie mit uns nichts zu tun haben wollen. «Ihr seid Pfui-Mädchen!» So und ähnlich bezeichnen sie uns, aber diese Worte sind für uns Schall und Rauch, denn wir wissen, warum wir diesen Wechsel vorgenommen haben.

Graudenz, den 2. Mai

Mehr als vorher schwirre ich jetzt durch das Haus, ständig auf der Suche nach Bekannten. Frau Musch ist jedes Mal dankbar, wenn wir uns sehen. Sie quält sich gerade mit einer starken Halsentzündung herum. In ihrer Ratlosigkeit gurgelt sie schon mit ihrem Urin, was ein altes Hausmittel sein und alle Bazillen töten soll. Aber vielleicht wird man schon mit dem Glauben an Besserung gesund.

In einem überbelegten Raum traf ich auf Lisa, die exotische Pflanze, wie ich sie bei mir nenne. Wie hat sie sich in der kurzen Zeit im Lager nachteilig verändert. Matt und erschöpft liegt sie auf dem Fussboden, das Gesicht zur Wand gekehrt. Von ihrer Umgebung scheint sie nichts mehr wahrzunehmen und umgekehrt: die Frauen in ihrer Nähe scheinen von ihr keine Notiz zu nehmen. Ich rüttelte sie an der Schulter. Da schlägt sie die Augen auf, aber erst nach einem Weilchen scheint sie mich zu erkennen. Ihre Augen glänzen fiebrig, und auf ihren Wangen zeichnen sich rote Flecke ab. Ein Zittern durchläuft ihren Körper. «Ach, sie ist immer so still und zugeknöpft gewesen. Darum haben wir uns nicht viel um sie gekümmert», meinen die Frauen, die ich darauf anspreche. Kurz entschlossen laufe ich in das Krankenrevier und erzähle Schwester Klara von Lisa. Nur Kranke, wirklich Kranke könne sie aufnehmen. Ob es auch an dem sei? So fragt sie mich eindringlich. Vorsichtshalber bekomme ich

ein Thermometer in die Hand gedrückt, um bei Lisa Fieber zu messen: 40 Grad. So viel hatte ich nicht vermutet. Lisa kam endlich in die Obhut von Schwester Klara. Ach, wenn sie doch nur wieder zu Kräften käme! Morgen will ich zu Gustel gehen und ihn um etwas Milch für Lisa bitten.

Graudenz, den 3. Mai

Gustel hat für mich sogleich Verständnis. Ich bekomme frisch-gemolkene Milch und bringe sie sofort zu Lisa. Nur schlückchenweise kann ich sie ihr einflößen. Erschöpft von der Anstrengung des Trinkens lässt sie sich fallen und scheint schon wieder in eine andere Welt zu versinken. Sie gehört zu denen, die sich aufgeben, weil sie einfach nicht mehr wollen. Könnte ich ihr nur ein wenig von meinem zäheren Lebenswillen abgeben! Für sie darf ich immer wieder bei Gustel Milch holen. Durch mein Hin- und Herlaufen – ich bin wenigstens zweimal täglich in der Krankenstube – bekomme ich die herumschwirrenden Parolen nur halb mit. Nach der gleichen Methode wie in Stolp stehen wir wieder täglich stundenlang zum Appell auf dem Hof, und heute verliessen tatsächlich zwei Trupps bewachter Gefangener den Hof. Frohes Winken und Verabschieden auf beiden Seiten: der Zurückbleibenden und der Abziehenden. Ihnen winkt ja die Freiheit. So behaupten es wenigstens die Russen. Wenn wir nur nicht immer im Dunkeln tappen müssten! Oder ist das Dunkel, das auf uns lastet, beruhigender?

Graudenz, den 4. Mai

Lisas Zustand ist beängstigend geworden. Es ist nichts von Besserung zu spüren. So oft ich kann, sitze ich neben ihr. Aber ich glaube, sie erkennt mich nicht mehr. Nach wie vor lässt sie sich Milch von mir einflößen, aber ich weiss nicht recht, ob sie ihr überhaupt gut tut. Entsetzlicher Durchfall erschüttert näm-

lich jetzt ihren hilflosen Körper. Allem Anschein nach Typhus. Auf meine Schultern gestützt schleppe ich sie zu den Eimern auf dem Flur und helfe ihr, so gut ich kann. Dabei könnte ich über ihren trostlosen Anblick laut weinen.

Heute behaupten unsere Essenausteiler, dass wir «Pfui-Mädchen» hierbleiben müssten. «Nichts mit Freiheit!» Man wird mit uns etwas ganz anderes anstellen. Als wir unserem Arzt davon berichten, lacht er darüber. «Unsinn. Dafür Sorge ich, dass euch Gesunden nichts geschieht.» Beruhigt sitzen wir in unserem saalartigen Raum, stellen Mutmassungen an und hoffen, hoffen. Wann wird unsere letzte Stunde im Lager Graudenz schlagen?

Auf dem Marsch, den 5. Mai

Wieder haben sich die Ereignisse überstürzt. Abends bin ich todmüde, möchte nichts mehr hören und sehen, sondern nur schlafen. Andererseits bin ich vom letzten Geschehen noch so erregt und möchte versuchen, es zu Papier zu bringen. So hämmert es an diesem Sonnabend, dem 5. Mai, in meinem Kopf: Lisa lebt nicht mehr! Möge die Welt, in die sie hinüberging, für sie licht und schön sein!

Langes Stehen mit Gepäck, Namensaufruf, Einteilen in Gruppen. Danach verlässt eine Gruppe nach der anderen den Hof. Auch ich stehe in einer solchen Gruppe. Um mich herum wieder alles Fremde. Das Lager Landwirtschaftsschule ist gross, und mit allen kann man nicht bekannt sein. Ich gehe noch einmal zu Frau Beiz, die noch nicht aufgerufen wurde. Sie steht in all der Aufregung ungerührt. Trotz strahlenden Sonnenscheins hat sie noch immer ihren nach aussen gekehrten Persianermantel an. In ihrem verschlossenen Gesicht blicken ihre Augen hoffnungslos. «Sie reden von Freiheit, aber wer weiss wirklich, was sie darunter verstehen?!» Das sind ihre letzten Worte, als sie mir zum Abschied die Hand gibt und mir trotz allem alles Gute wünscht. Am Spätnachmittag ist es für uns endlich so weit. Mit etwa 20 Mitgefangenen, Männern und Frauen, marschiere ich unter

Bewachung durch unbekannte Strassen von Graudenz. Dann kommt der grosse, träg dahinfließende Weichselstrom mit hohem Ufer, an dessen Böschungen man noch versteckte Eingänge von Bunkern sehen kann. Lehmig braune Farben überwiegen. Als wir über die Weichselbrücke gehen, bleiben die russischen Bewacher einfach stehen und lassen uns allein weitermarschieren. Immer wieder blicken wir scheu zurück, aber kein Zweifel: wir können allein und ungehindert unseren Weg fortsetzen. Das war ihr wortloser Abschied von uns. Anfangs nur flüsternd und benommen stapfen wir weiter. Dabei wird mir mein ungefügiger Holzkoffer immer schwerer, und bei jedem Schritt bekomme ich seine scharfen Kanten an den Beinen zu spüren. Werden wir unseren Weg zurück nach Pommern finden? Ich muss immer wieder daran denken, wie dicht Freiheit und Tod beieinanderliegen. In Staub gehüllt, den wir mit unseren Füßen aufwirbeln, laufen wir immer müder weiter. Die Sonne verliert ihre Kraft, und ein kühler Abendwind streicht über uns hin. Einer der Männer, ein älterer, behäbig wirkender Landmann meint, dass wir bei einem Bauern um Quartier in der Scheune bitten sollen. Beim nächsten grösseren Gehöft wagt er diese Frage für uns alle, und die grosse, mit Heu gefüllte Scheune wird uns geöffnet. Der Bauer, ein Pole, ist menschenfreundlich und gibt uns bereitwillig von seinen Kartoffeln, die wir sogleich in der Waschküche kochen können. Unser erstes Mahl in der Freiheit schmeckt uns sehr gut. Das frische Wasser, das wir dazu trinken, schmeckt mir wie kühler Wein. Nach dem Essen beratschlagen wir noch flüsternd. Ich werde mich meines Koffers entledigen und meine Habe in ein grosses Tuch packen wie ein Wanderbursche. Das wird für mich leichter sein. Nur der leichte, frohe Mut eines Wanderburschen fehlt uns.

Im Lager Schwetz, den 7. Mai

Gestern zog ein taufrischer Sonntagsmorgen herauf, als wir uns früh fertig machten. Doch bevor wir aufbrachen, fiel ein bitterer Tropfen in unseren Freudenbrecher: der polnische Bauer

unterhielt sich noch lange mit einigen unserer Männer. Mitleid hatte sich in ihm geregt. Darum musste er sprechen. Seine Worte waren für uns, die wir voller Hoffnung waren, eine kalte Dusche. Wir werden von der alarmierten polnischen Miliz nicht nur erwartet, sondern sie wird sogar Jagd auf uns machen! Es wird für sie ein leichtes sein, uns, die Fremden im fremden Land, zu fangen! Der polnische Bauer riet uns deswegen, alle grossen Strassen, Städte und Dörfer zu meiden. Durch Wald und in der Nacht könnten wir weiterkommen. Wege wurden uns beschrieben und als Anhaltspunkte notiert. Mit meinem leichten Bündel am Arm marschierte ich mit meinen Gefährten meist schweigend, nur hin und wieder flüsternd weiter. Wir kamen durch dunkle, kühle Wälder. Doch wir hatten keinen Sinn und keine Freude mehr für die Schönheit der uns umgebenden Natur mit lockendem Kuckucksruf und mit dem Hämmern des Spechts. Am Waldrand kamen wir an einem verlassenem Haus vorbei. Durch die Fenster sahen wir in das verwüstete Innere. Auch das Gärtchen hinter dem Haus sah recht trostlos aus, aber die Verwilderung hatte noch nicht überhandgenommen. Zwischen dem Unkraut entdeckten wir jungen Rhabarber. Wie köstlich er roh schmeckt, habe ich bis heute nicht gewusst. Aus der Ferne klangen Kirchenglocken zu uns. Als wir weiter gingen, hörten wir plötzlich ein Geräusch, das uns den Atem anhalten liess. Alle dachten wir das Gleiche, und jeder bewegte sich so leise vorwärts, dass er nur sein eigenes Herz schlagen hörte. Um uns war es unheimlich ruhig geworden. Da auf einmal laute Stoi-Rufe! Wir stoben auseinander und suchten uns zu verstecken. Vergeblich. Vor und hinter uns erklangen die polnischen Halt-Rufe. Polnische Milizianten mit dem Gewehr im Anschlag kamen auf uns zu und kreisten uns ein. Mit gesenktem Kopf und erhobenen Händen verliess einer nach dem anderen seine Deckung. Unser Ausflug in die Freiheit war zu Ende. Nicht einmal 24 Stunden hatte er gedauert! Unser Marsch, jetzt unter polnischer Bewachung, ging durch Dörfer und über Landstrassen weiter. Immer mehr Deutsche, von Milizianten bewacht, stiessen zu uns. Wir hatten Hunger und Durst, und unser Brot war aufgegessen. In einem an

einem grossen See gelegenen Dorf machten wir ersten Halt. Die polnische Bevölkerung lief neugierig zusammen. Einige von ihnen begannen mit den Milizianten zu feilschen. Sie brauchten Arbeitskräfte. Tatsächlich blieben einige junge Mädchen im Ort zurück. Später, in einem anderen Dorf, in dem wir rasteten, wurde unsere Garderobe begutachtet. Mäntel, Pullover, Schuhe usw. nahm uns die Bevölkerung ab. Als Ersatz gab man uns dafür alte Plünnen. Beim Läuten der Abendglocken marschierten wir in Schwetz an der Weichsel ein, eine vom Krieg verschont gebliebene, in eine hügelige Landschaft eingebettete Stadt. Wären nicht so viele russische Soldaten und polnische Milizianten zu sehen gewesen, hätte man meinen können, hier sei die Zeit stehengeblieben. Abseits am Stadtrand lag aus deutscher Zeit ein grosses Barackenlager, in verschiedene Wohnblöcke eingeteilt und mit Grünanlagen davor und dazwischen, die jetzt ungepflegt dalagen. Alles war um einen grossen, kasernenähnlichen Hof angeordnet und dicht mit Stacheldraht umzäunt. Das sollte unser neues Heim werden. Vor uns hatten schon andere gefangene Deutsche Einzug gehalten. Über unser Eintreffen und Dazukommen waren sie froh. Wir wurden in Stuben eingewiesen, in denen kasernenmässig Holzbetten übereinander, ein roh gezimmerter Tisch, ein paar Stühle und ein einfacher Kanonofen standen. Es gab keine Strohsäcke und keine Decken, nur das nackte, kahle Holzbett, das uns wenigstens das Schlafen auf dem blossen Fussboden ersparte. Etwas Brot und dünner, schwarzer Kaffee, der mehr wie Tee aussah, wurde an uns ausgeteilt. Nur gut, dass wir alle zum Umfallen müde waren und uns bald tiefer Schlaf von quälenden Gedanken befreite.

Im Lager Schwetz, den 8. Mai

In zwei Tagen ist uns der neue Tagesrhythmus schon zur Selbstverständlichkeit geworden. Die grösste Anziehungskraft hat für uns zurzeit die grosse Waschbaracke. Gleich am ersten Morgen bekamen wir jeder ein Stück Seife, allerdings billigster Art, in

die Hand gedrückt. Damit ging es dann gemeinsam an die grossen Waschbecken. Mit Vergnügen haben wir uns gegenseitig den fest auf unserer Haut liegenden Staub abzuseifen versucht. Leider konnten wir uns nicht ganz unserer Kleidung entledigen, weil selbst bei dieser Beschäftigung uns Wachtposten von der Barackentür her grinsend zusahen. Trotz aller Anstrengungen war unserem alten Dreck mit einem Mal nicht beizukommen. Restlos wird er erst allmählich verschwinden.

Unser Tag beginnt kurz vor 5 Uhr früh mit dem Wecken durch einen schrillen Sirenton. Türen klappen, und schwere Schritte stampfen von Baracke zu Baracke. Mit lautem Rufen «Aufstehen, aufstehen» gehen die Milizianten durch die Räume. Um ihrem Auftreten bei Langschläfern und Schwachen mehr Nachdruck zu verleihen, stossen sie sie mit ihren Gewehrkolben hoch. Daran scheinen die Polen Freude zu haben, wie überhaupt daran, uns zu schikanieren und uns in Angst zu versetzen. Es sind fast durchweg sehr junge Menschen, die sich bei jeder Gelegenheit darauf berufen, in einem deutschem KZ gewesen zu sein. Dabei weisen sie uns ihre Verletzungen aus dieser Zeit vor, wie ausgeschlagene Gebisse, verkrüppelte Hände, Narben usw. Dazu drohten sie, uns die deutsche Sprache abzugewöhnen und uns dafür Polnisch beizubringen.

Zum Unangenehmsten des Tages gehört der morgendliche Appell. Sauber ausgerichtet müssen wir stehen, dürfen uns nicht bewegen und mit keiner Wimper zucken und müssen warten, warten! Der Lagerkommandant, ein kleiner, drahtiger und flinker Mann, kommt dann endlich wie ein Wirbelwind angefegt. Auch er hat, wie er sagt, in einem Konzentrationslager gesessen. Er lässt seine angestaute Wut jetzt an uns aus. Wenn seine und seiner Leute Erlebnisse unter den Deutschen stimmen, kann ich ihr Verhalten uns gegenüber verstehen. Wie ein General nimmt der Kommandant mit zusammengekniffenen Augen, denen nichts entgeht, unsere Front ab. Zusammengesunkene Haltung, ein nicht vollständig geschlossener Mantel, ja ein ihm trotzig erscheinender Blick eines angetretenen Deutschen bringt ihn zur Raserei. Mit seinen halb deutschen, halb polnischen Schimpf-

worten deckt er uns ein und fuchtel dabei mit seiner Reitpeitsche drohend vor unseren Gesichtern. Ab und an teilt er massive Ohrfeigen aus, die noch lange ihre Spuren hinterlassen. Erst wenn wir zum Frühstücksempfang wegtreten dürfen, atmen wir auf. Das Brot besteht aus einer Mehl- und Sandmasse und schmeckt scheusslich. Bevor wir es zum Munde führen, zerfällt es in Krümel. Zum Mittagessen bekommen wir meistens rote Beete, denen man ihre Farbe nicht mehr ansehen kann. Nach jeder warmen Mahlzeit bleibt ein bitterer Nachgeschmack im Mund zurück. Demgegenüber finden wir nachträglich die ständigen Grützkartoffeln bei den Russen besser. Gegenwärtig sind wir damit beschäftigt, die Baracken aufzuräumen.

Im Lager Schwetz, den 10. Mai

Morgens weht ein eisiger Wind über den Hof, und ich bin froh, warme Handschuhe anzuhaben. Gern möchte ich meine Hände noch tief in meine Manteltaschen stecken, aber ich will mir nicht den Zorn des Kommandanten zuziehen und deswegen von ihm geschlagen werden. Erst im Laufe des Tages wird es durch die Sonne wärmer. Jetzt werden auch hier Arbeitskolonnen zusammengestellt, die ausserhalb des Lagers z.B. in einer Zuckerfabrik arbeiten und ihr Soll erfüllen müssen. Müde und abgearbeitet kehren sie abends in das Lager zurück. Als Leckerbissen bringen manche frischen Sauerampfer mit, aus dem eine Art Frühlingssuppe bereitet wird. Mit Holz, das irgendwer von irgendwoher herangeschafft hat, wird abends der Kanonenofen in Gang gebracht. Was macht es, dass uns dabei zuerst beissender Rauch in die Augen dringt. Unsere Freude auf ein karges Süppchen ist grösser. Das nasse, krümelnde Brot wird schnell mitgeröstet. Tag für Tag gib es weiter rote Beete zu Mittag, die mit rotem Viehsalz gesalzen werden. Davon rührt der bittere Nachgeschmack her.

Täglich kommen neue deutsche Insassen in das Lager, auch Wolhynien-Deutsche, die meistens stämmiger und gedrungener

sind. Man merkt ihnen nichts von Strapazen und von Kräfteverschleiss an. Sie sehen noch immer gesund aus. Ihr hart klingendes Deutsch ist einwandfrei, aber ebensogut sprechen sie Russisch oder Polnisch. Uns Deutschen gegenüber sind sie jetzt ablehnend und misstrauisch. Das ist verständlich, wenn man ihr in den letzten Jahren sicher hartes Schicksal bedenkt. Haben sie doch ihre Heimat, in der sie glücklich waren, auf unsere Veranlassung hin verlassen. Dazu sind ihnen viele Versprechungen gemacht worden. Nach dem Polenfeldzug mussten polnische Bauern ihre Höfe für sie räumen. Trotzdem wurden sie auf ihrem neuen Besitz nicht heimisch und konnten ihre Heimat nicht vergessen. Nun nach unserem Zusammenbruch jagten die Polen sie wiederum davon. Ihre Rolle im Lager erscheint mir zwiespältig. Sie sollen uns Deutsche allenthalben bespitzeln und uns bei den Polen angeben. Mehr als einmal wurden wir von diesen derben Landfrauen angezischt: «Ihr seid deutsche Schweine! Lernt erst einmal ordentlich arbeiten!» Wenn wir vom Aufräumen oder von anstrengender Gartenarbeit wie Umgraben, Hacken, Unkrautjäten usw. ermüdet sind, legen wir gern eine kleine Ruhepause ein, zu der wir die langgestreckte Toilettenbaracke mit ihren nebeneinanderliegenden kleinen Kojen aufzusuchen pflegen. Dabei tauschen wir auch Neuigkeiten miteinander aus. Fast immer taucht dann nach einiger Zeit eine Wolhynien-Deutsche auf, um uns mit der Drohung, alles den Milizianten zu melden, wieder an die Arbeit zu scheuchen. Dazu müssen wir von ihr noch unflätige Schimpfworte einstecken. So beginnen wir, uns vor den Wolhynien-Deutschen zu hüten und abzusondern. Sobald eine von ihnen in unser Nähe auftaucht, warnen wir uns gegenseitig und gehen unserer Arbeit nach. Sind die Menschen nur noch fähig, einander zu bespitzeln und anzuzeigen und zu hassen? Das Wort Christi von der Liebe zu seinen Feinden scheint nicht mehr zu gelten. Wer lebt und handelt heute danach?

Im Lager Schwetz, den 12. Mai

Mitgefangene jeden Alters werden typhuskrank und gehen daran langsam oder schnell zugrunde. Es gibt hier kein Krankenzimmer. So liegen die Kranken zwischen den Gesunden, und fast in jeder Baracke holt der Tod seine Opfer. Für uns Gesunde ist es schmerzlich, diesen von Vornherein aussichtslosen Kampf mitanzusehen zu müssen. Besonders nahe ging mir der Tod der jungen Lehrerin aus Schlawe. Sie war gertenhaft schlank und wirkte fast noch gepflegt, war tadellos gekleidet und trug einen kleinen Brillantring an ihrer Hand. Nun ist alles vorbei, gewesen! Die Polen holen die Toten aus den Baracken heraus und entkleiden sie gänzlich. Alles Brauchbare nehmen sich die Milizianten. Dann werden die Toten abseits neben der Dunggrube verscharrt. Wir dürfen sie auf ihrem letzten Weg nicht begleiten.

Angesichts dieser Verhältnisse wird mein Lebenswille immer noch stärker. Auf keinen Fall will ich hier enden! Ich will, ich muss durchkommen! So schwer es mir zeitweise auch fallen mag.

Seit einigen Tagen sehe ich einen jungen, elenden Burschen, von zwei kräftigen Männern an ein stilles Plätzchen im Grünen geführt und dort hingebettet. Sein schwacher Körper scheint nur noch aus Knochen zu bestehen. Sein durchsichtig gewordenes Gesicht hält er begierig der Sonne entgegen, wohl in der Hoffnung, sie würde ihm helfen. Pfeifend und rasselnd geht sein Atem. Es hört sich wie ein altes, verbrauchtes Uhrwerk an, das nun stehenbleiben will. Dabei ist der Junge erst 16 Jahre alt. Das unbekannte Mädchen neben mir muss meine Gedanken und meine Blicke erraten haben. Ich kann ihr nur stumm zunicken.

Wird es der kleine, zierliche Amtsgerichtsrat aus Köslin überstehen? Noch sind seine Bewegungen flink und wendig. Er ist mir aufgefallen, weil er sich in seiner Haltung so verändert, wenn ein Pole in seiner Nähe auftaucht. Sein Aussehen wird dann immer ganz unterwürfig. Ich finde, wir sollten auch jetzt und hier nicht zu Kriechern werden. Wir sollten unsere Lage würdig zu tragen versuchen. Vielleicht zittert der alte Herr um sein Leben und will um keinen Preis auffallen. Vielleicht erinnert er sich aber auch an die Kriegszeit, in der viele Deutsche

die Polen wie Sklaven behandelt haben. Obwohl wir unsere Unterkunft sauberhalten und uns täglich waschen, haftet uns doch ein eindringlicher Geruch an: es ist wohl der unvermeidliche Barackenduft.

Im Lager Schwetz, den 13. Mai

Seit einigen Tagen habe ich geschwollene Füße. Anfänglich nahm ich das nicht ernst, weil ich es auf Überanstrengung zurückführte. Dieser Zustand müsste sich dann aber durch die Nachtruhe bessern. Aber keine Spur davon. Morgens fällt es mir immer schwerer, in meine mir sonst bequem gewesenen Schuhe zu kommen. Jetzt muss ich die Schuhschnallen offenlassen. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die ständig ihren Körper auf Beschwerden hin beobachten und kritisch begutachten. Aber meine dick aufgequollenen Füße und Beine wollen mir gar nicht gefallen.

Auch hier kommt wieder das alberne abendliche «Essspiel» an die Reihe. Wenn vor dem Einschlafen die Rezepte der leckersten Speisen und Leibgerichte durch den Raum schwirren, ziehe ich meinen Mantel ganz fest über den Kopf. Nur nichts hören und an nichts erinnert werden! Im Dunkeln möchte ich weinen, aber meine Augen bleiben trocken.

Heute ist wieder Sonntag. Oh, wie ungern habe ich diesen Tag hier im Lager! Er ist immer unendlich lang, die Uhrzeiger scheinen stillzustehen. Keine Arbeitskommandos, keine Hast.

Von Lore aus dem Rheinland habe ich noch nicht gesprochen. Dabei liegt sie neben mir auf der Holzpritsche, und jeden Morgen sehe ich beim Erwachen ihr schmales, zartes und von schwarzen Locken umrahmtes Kindergesicht. Wenn sich ihre schwarzen Augen nach dem Schlaf aus einer Traumwelt zurückfinden müssen, dann vergesse ich meine Sorgen, und Mitleid steigt in mir auf. Dieses kaum 17 Jahre alte Mädchen ist durch eine Hölle gegangen, ist in die Arme widerlicher Kerle gezwungen worden und hat jetzt Angst, dass es für sie Folgen haben könnte. Auf

ihre Fragen beruhige ich sie immer wieder, dass das sicher nicht der Fall sein werde. Durch den Schock, ausgelöst durch die furchtbaren äusseren Umstände und die Strapazen, haben wir Frauen fast alle unseren monatlichen Rhythmus verloren, und das ist gut so. An dem Sonntag, als uns die Miliz im Wald einholte und festnahm, war Lore plötzlich neben mir. Ihre ersten Worte an mich waren: «Ich kenne Sie schon lange aus Glowitz!» Fragend sah ich sie an. Dann erklärte sie mir, sie sei mit ihrer Mutter als Evakuierte aus dem Rheinland nach Glowitz gekommen und habe im kleinen Kaufhaus gelernt. Daher kannte sie so ziemlich alle Einwohner des Ortes und auch mich zumindest vom Ansehen. Eine schmale, dünne Hand schob sich in meine und drückte sie: «Bitte, bleiben Sie bei mir, dann bin ich nicht mehr so einsam!» Ja, an mir soll es nicht liegen. Seitdem sind wir zusammen.

Im Lager Schwetz, den 14. Mai

Soeben sind die Arbeitskolonnen ins Lager zurückgekommen: Männer, Frauen und Mädchen suchen müden Schrittes und mit stumpfen Augen ihre Barackenzimmer auf. Nur schnell auf die Holzpritsche, um, wenn auch oft nur für Minuten, sich auszuruhen und nicht zu denken. Wie gut solche Augenblicke tun können! Meine Füsse schmerzen und scheinen noch immer in Bewegung zu sein. Ich gehörte heute zu einem Trupp, der ausserhalb des Lagers lange strohbedeckte Mieten öffnen, mit den Händen eingemietete Kartoffeln herausholen, einsacken und die Säcke zu einem wartenden Wagen schleppen musste. Stundenlang die gleiche eintönige Arbeit. Kleine Mäuse huschten an meinen Händen vorbei in die Freiheit. Früher hätte ich deswegen aufgeschrien, heute stören sie mich nicht. Im Gegenteil: diese kleinen Tierchen können in die Freiheit flüchten. Kein Miliziant flucht darüber oder hebt dagegen sein Gewehr. Wir arbeiteten mit anderen Deutschen, die nicht in unserem Lager waren, zusammen, und sobald sich die Posten etwas entfernten, tauschten wir im Flüsterton Neuigkeiten aus. Die anderen wussten zu berichten,

dass in der Tucheier Heide Deutsche von Polen erschossen worden seien, weil wir uns am gleichen Ort Gleiches mit Polen hätten zuschulden kommen lassen. Ob beides stimmt? – Überhaupt wirkt das Wort Flucht auf uns alle anziehend. Pläne werden gemacht und als undurchführbar aufgegeben. Manch einer soll sich bei Aussenarbeiten schon davongemacht haben. Aber ist ihnen der Weg in die Freiheit geglückt? Wir bekommen keine Antwort darauf. Während unsere Hände arbeiten, kreisen unsere Gedanken immer wieder um diesen Punkt. Lore stöhnt neben mir. Sie ist von der harten, ungewohnten Arbeit heute mitgenommen. Nicht einmal auf das Essen freut sie sich. Später spüre ich mit meinem Heiss hunger den widerlichen Nachgeschmack des Viehsalzes nicht.

Im Lager Schwetz, den 15. Mai

Seit zwei Tagen werden morgens Sonderappelle auf dem Hof abgehalten. Alle werden zusammengetrommelt und stehen dann in Reih und Glied. Die Lagertore öffnen sich, und Bauern kommen ins Lager. Manche noch etwas zaghaft, andere gewichtig und selbstbewusst. Es sind Bauern mit Gesichtern, wie sie Bauern bei uns in Deutschland und anderswo in Europa auch haben. Mit braungebrannten und von Runzeln zerfurchten Gesichtern, leicht gebeugt, mit grossen, groben Händen, die wie Schaufeln aussehen. Zwischen ihnen Bäuerinnen mit tief in die Stirn gezogenen, polnisch gebundenen Kopftüchern. Alle stehen sie um den Kommandanten herum und erläutern ihm ihre Wünsche. Der Wind trägt nur Fetzen der schnell gesprochenen polnischen Sprache zu uns herüber, eine Sprache mit vielen Zischlauten. Dann gehen sie langsam an uns vorbei und mustern uns von Kopf bis Fuss. Ich komme mir wie ein Soldat bei der Musterung vor. Manche Blicke sind so durchdringend, dass sie durch die Kleidung hindurchzugehen scheinen. Ich fühle mich wie ausgezogen, und ein unangenehmes Prickeln läuft mir über den Körper. Hier und da werden Frauen angesprochen und in meist gu-

tem Deutsch nach ihren Fähigkeiten gefragt. Danach können eine ganze Reihe von Mitgefangenen ihre wenigen Habseligkeiten zusammenpacken und mit ihren Bauern durch das Lager-tor gehen. Wird es ihnen besser gehen? Die Freiheit ist es bestimmt nicht, in die sie gehen. Trotzdem möchte auch ich zu den Herausgesuchten gehören. Sicher wird es draussen für mich auch nicht einfach sein. Harte Arbeit unter primitiven Verhältnissen wird man von uns verlangen. Das Land hat in den letzten Jahren sehr gelitten. Trecker, Maschinen, alles Wertvolle ist in die Sowjetunion geschleppt worden. Und wie werden die Polen uns behandeln? Diese Gedanken gehen mir durch den Kopf. Aber das Lager mit seinem ganzen Drum und Dran, mit den vielen Elenden und Kranken und Toten scheint mir trostloser zu sein. Lore und ich wollen uns nicht trennen. Wir wollen uns bemühen, in ein Dorf zu kommen. Lore ist davon schon ganz eingenommen. Ich bin nicht so optimistisch.

Sadlowo, den 16. Mai

Wieder hat sich plötzlich mein Leben verändert. Ob zum Guten oder zum Schlechten wird sich erweisen. Jedenfalls bin ich mit Lore zusammen, und wir beide sind wenigstens das Lager mit seiner «Ordnung» los! Bei der heutigen Musterung ging ein biederer Landmann auf Lore zu und erklärte ihr, dass er sie mitnehmen wolle. Sofort sah Lore ängstlich zu mir, was bedeuten sollte: «Komm mit, lass mich nicht allein!» Neben dem Polen stand eine andere Bauersfrau, die Lores Zögern und ihre Blicke sogleich verstanden hatte. «Ah, die soll wohl auch mit», mit diesen Worten deutete sie auf mich. Wir beide bejahten das. «Nun gut, ich brauche auf meinem Hof auch Hilfe, und wir sind aus einem Dorf.» Das klang wie Musik in unseren Ohren. «Aber was kannst du?» fragt sie mich. Was sollte ich darauf antworten? Die Wahrheit? Dann blieb ich bestimmt im Lager. In diesem Augenblick verwünschte ich meine Unkenntnis in der Landwirtschaft und meine städtische Unerfahrenheit. Jedes prak-

tische Zupacken war mir fremd. «Ich will alles arbeiten und alles lernen!» Mehr brachte ich nicht heraus. Wenn sie nur nicht meine geschwollenen Füße und Knöchel sehen würde! Zur Arbeit wollen sie nur ganz Gesunde und keine Kranken. «Nun gut, kommt beide mit», die Frau sagte das in einwandfreiem Deutsch. In Windeseile hatten wir unsere Habseligkeiten gepackt und sassen gleich darauf auf einem Panjewagen, der von einem Pferdchen vergnüglich über hartes Kopfsteinpflaster gezogen wurde. Vorn sassen die beiden Nachbarsleute, und wir hockten hinter ihnen auf dem Boden des Kastenwagens. Vor der Abfahrt hatte die Bäuerin uns ein Paket mit belegten Broten in den Schoss geworfen, über das wir gierig herfielen.

Wie weit war die Natur schon vorangekommen! Staunend sahen wir uns um. Es war, als ob wir wieder sehend geworden wären: ein herrlich warmer Vorsommertag mit klarem blauem Himmel. Menschen bewegten sich frei auf den Strassen des Städtchens, das uns in seiner Unversehrtheit anrührte. Draussen vor der Stadt konnten wir uns an der schönen Natur nicht sattsehen. Diese Fahrt hätte für uns ewig dauern können. Doch schon nach kurzer Fahrt waren wir am Ziel. Die Welt schien hier zu Ende zu sein. Die Landstrasse hörte auf. Vor uns lag ein Flusslauf, über den eine Holzbrücke führte. Es ging also doch weiter. Eine Strasse mit einer Handvoll Häuser rechts und links, dahinter breite, unbestellte Äcker. Das war das Dorf Sadlowo, unser neues Zuhause. Ein Händedruck für Lore: wir waren vor dem Haus meiner Bäuerin angelangt. Pferd und Wagen gehörte dem mit Lore weiterfahrenden Bauern. Wir gingen quer über die Dorfstrasse und betraten den Hof. Angst stieg in mir auf. War ich nicht zu voreilig gewesen, mich auf dieses Wagnis einzulassen? Jetzt musste ich auf jeden Fall durchhalten! In der dunklen, niedrigen Bauernküche dauerte es ein Weilchen, bis ich alle Anwesenden erkennen konnte: zwei Mädchen und ein Junge waren die Kinder von Frau Urban, wie meine «Chefin» hiess. Jan, ein behäbiger, nur Polnisch sprechender Bauer Anfang dreissig, war ihr Bruder; Maria, ihre Schwester, ebenfalls an die Dreissig, versteht auch kein Wort Deutsch. Die schwächlige Oma spricht da-

für um so besser Deutsch. Auch die Kinder bis auf die dreijährige Ullka schwatzen gut Deutsch. Als erstes Essen bekomme ich Milchsuppe und Stampfkartoffeln mit Speck. Der leckerste Braten hätte mir nicht besser schmecken können. Am Nachmittag habe ich mit der Bäuerin im Garten gearbeitet. Das habe ich gut überstanden. Allerdings war ich nachher etwas wacklig auf den Beinen. Abends gab es wieder Milchsuppe. Nur vor dem Zubettgehen fürchte ich mich, denn ich soll das Zimmer mit beiden Brüdern der Bäuerin teilen. Der jüngste Bruder, der in Schwetz arbeitet, kommt erst spät heim.

Sadlowo, den 18. Mai

Zwei Tage lebe ich nun in meiner neuen Umgebung, und doch weiss ich schon, ich werde auf die Dauer der harten Arbeit und dem Tempo nicht gewachsen sein. Frau Urban ist ein Mensch, den man nicht schildern kann, weil sie stets wechselnd in einem anderen Licht erscheint. Sie hat einen Hass auf alles Deutsche, und vor ihren Augen gelten nur Menschen, die schnell arbeiten können wie sie selbst, die zupackt wie ein Mann. Flott und sicher geht ihr alles von der Hand. Hausarbeit schätzt sie dagegen nicht. Noch nie in meinem Leben habe ich in einer Wohnung ein derartiges Durcheinander gesehen. Unter den Betten stapeln sich Kartons und Kisten mit unmöglichsten Dingen. An den Kopf- und Fussenden der Betten wird die Garderobe abgelegt, weil ein Kleiderschrank fehlt. Wenn ich morgens die Betten mache und anschliessend den Fussboden scheuem soll, weiss ich nicht ein noch aus. Resigniert lasse ich schliesslich alles an seinem Platz und scheuere den Boden nur in der Mitte.

Tatsächlich sind die beiden Männer meine Zimmergenossen. In dem fast leeren Zimmer stehen hintereinander an der Wand zwei Holzbetten. In der einen Zimmerecke liegt noch allerlei Gerümpel, sonst nichts. Pjotr und Jan müssen sich ein Bett teilen, während ich im anderen schlafe. Komische Situation! Mir ist es unangenehm, bis in den Schlaf beobachtet zu sein. Als Frau bin

ich den beiden uninteressant. Das sagen mir ihre verächtlichen Blicke und ihre abfälligen Bemerkungen, die sie abends über mich zu machen scheinen, denn sie tuscheln und lachen immer noch eine Weile miteinander. Meinetwegen können sie das. Worte, die ich nicht verstehe, schmerzen mich nicht. Vor allem bin ich froh, von ihnen als Neutrum behandelt zu werden. Frau Urban und ihre Schwester Maria, die für die Küche zuständig ist, nehmen mir gegenüber bald eine ablehnende Haltung ein. Nett zu mir sind nur die Kinder und die Oma, die gern mit mir schwatzt, aber nur wenn wir allein sind. So erfahre ich von ihr, dass Frau Urbans Mann gegen seinen Willen noch bei Kriegsende eine deutsche Uniform hat anziehen müssen und dass bis jetzt kein Lebenszeichen von ihm eingetroffen ist.

Sadlowo, den 19. Mai

Drei Kühe, ein Pferd, ein Schwein und an 20 Hühner sind das lebende Inventar dieser Wirtschaft. Gewiss nicht viel, aber doch ein Anfang. Seitdem ich hier bin, brauchen die Kühe nicht mehr auf der an den Hof angrenzenden Weide, die schon abgegrast ist, angepflockt zu werden. Ich habe sie dafür jeden Morgen auf eine Weide zu treiben, wohin der Weg gottlob nicht weit ist. Nur über die wacklige Brücke auf eine kleine, baumbestandene Landzunge, um die sich der Fluss, das Schwarzwasser, schlängelt. Ich bin immer froh, wenn die Viecher dort sind, und ich das Koppeltor hinter ihnen schliessen kann. Ich hätte nie gedacht, dass Kühe so viel Eigenwillen haben und diesen stur durchsetzen wollen. Oder merken sie, wie wenig vertraut ich im Umgang mit ihnen bin? Wasser scheinen sie zu lieben und stellen sich, wohl zur Abkühlung, einfach in den Fluss. Ich muss ihnen nachsteigen und sie auf ihren Weideplatz treiben. Dann wieder versuchen sie, blitzschnell und mit aller Kraft, das Koppeltor zu öffnen, um nach Hause zu laufen. Trotz allem bleibt mir noch Zeit, mich ins Gras zu setzen und meinen Gedanken nachzuhängen. Dabei spüre ich von Tag zu Tag mehr, wie mein Erin-

nerungsvermögen nachlässt. So sehr ich mich bemühe: die Gesichter meiner Lieben tauchen vor meinem inneren Auge nur mühsam auf, sind nicht mehr deutlich, fangen an zu verschwimmen und sich aufzulösen. Vor Traurigkeit darüber möchte ich weinen, aber auch das kann ich nicht. Ich werde apathisch und stumpfe zusehends ab. Ich ertappe mich dabei, dass ich mich aufgeben und fallenlassen möchte, was ich bisher immer bekämpft habe. Ich bin nicht mehr der Mensch, der ich einmal war. Ich kann es mir einfach nicht mehr vorstellen, gute Bücher gelesen zu haben. All das könnte ich heute nicht mehr aufnehmen oder mich damit beschäftigen. Kann ein Mensch so verkümmern und mit dem Vieh fast auf einer Stufe stehen? So scheint es mir heute viel wichtiger, satt zu sein und nachts gut zu schlafen. Auch die landschaftliche Schönheit entgeht mir, die Wälder und Felder, der Fluss, der sich in vielen Windungen seinen Weg sucht, um in die Weichsel zu fließen. Er ist hier nicht breit, aber reissend. Seine gleichbleibenden Geräusche scheinen mich zu verlocken, mich für immer in ihn hineinfallen zu lassen. In ihm soll schon mancher den Tod gefunden haben.

Bei schönem Wetter kann ich in seinem glasklaren Wasser sich Forellen tummeln oder sie nahe dem Ufer auf dem Kiesgrund in der Mittagssonne ausruhen sehen. Scheinbar glückliche Geschöpfe! Aber auch sie haben Feinde und Widersacher, zu denen nicht zuletzt der Mensch gehört, der nach ihnen angelt, um sie zu verzehren. Immer muss ich jetzt an Essen denken, wohl weil mein Magen eine unersättliche, stets leere Grube zu sein scheint.

Sadlowo, den 20. Mai

Ganz früh haben die Kirchenglocken die Gläubigen zur Pfingstmesse gerufen. Eifrig sind sie ihrem Ruf gefolgt. Die Polen sind fromm und darauf bedacht, keinen Kirchgang zu versäumen. Auch meine Leute sind, bis auf die Oma, in das nächste Kirchdorf gepilgert. Ich habe mit den Kühen am Schwarzwasser ge-

essen. Lore ist katholisch, und vielleicht sind darum ihre Leute nett zu ihr. Sie hat es auch verdient. Wir sehen uns zwar täglich, aber nur recht kurze Zeit und können nur wenige Worte miteinander wechseln. Frau Urban sieht es nicht gern, dass ich mit anderen Menschen spreche. In ihren dunklen Augen funkelt es dann feindlich und böse auf, und ihre ohnehin schmalen Lippen werden zu einem Strich. Dabei wäre es gerade jetzt für mich gut, den Kontakt zu meinen Mitmenschen nicht zu verlieren und den Panzer der Isoliertheit sich nicht ganz schliessen zu lassen, sonst bin ich wirklich verloren!

Dann sehe ich auf dem nahen Feldweg die Kirchgänger heimkommen. Wie sonntäglich alle angezogen sind. Wie sehe ich dagegen aus! Ich versuche mich zu erinnern, wie ich das letzte Pfingstfest verlebt hatte. Aber es war mir einfach entfallen. Jede gedankliche Verbindung war gerissen. Am Nachmittag brachte mir Stefanie, die 12jährige Tochter, heimlich selbstgebackenen Kuchen auf die Weide. Er schmeckte mir sehr gut. Der Redestrom der Kleinen ging wie ein Wasserfall. «Sei nicht traurig. Mutti ist immer so hart und schimpft. Besonders seit sie den Papa geholt haben. Weisst du, ich gehe, wenn ich die Schule beendet habe, in die Stadt. Ich will Schneiderin werden. Das ist doch ein schöner Beruf!» Ich nicke zu allem und spare nicht mit Ermunterungen. Dann glänzen ihre Augen, und ihr schlanker, noch kindlicher Körper spannt sich energisch. Sie ahnt nicht, wieviel Freude sie mir mit ihrem Besuch gemacht hat. So war ich wenigstens heute nicht allein. Spät am Nachmittag schicke ich sie heim, denn keiner soll wissen, wo Stefanie ihre Zeit verbracht hat.

Sadlowo, den 27. Mai

Wieder ist es Sonntag. Eine Woche liegt hinter mir, und ich habe an den Werktagen keine Zeit und auch keinen Sinn dafür gehabt, mein Tagebuch zu schreiben. Dazu kommt, dass sich mein Gesundheitszustand verschlechtert hat: An meinen noch mehr geschwellenen Füßen sehen meine Sportschuhe lächerlich

aus, Kinderschuhe an Elefantenbeinen! Denn meine Beine sind jetzt bis zu den Knien aufgeschwemmt und unförmig. Wahrscheinlich Wasser. Dazu ist es mir unangenehm, dass ich diesen Zustand vor neugierigen Blicken nicht mehr verbergen kann. Immer öfter sehe ich, wie man mich daraufhin anstarrt. Meine noch einigermaßen gut erhaltene Kleidung habe ich bis auf die Schuhe abgelegt und schone sie. Die bei Beginn meiner Fahrt ins Unbekannte fast neuen Sportschuhe sehen jetzt aus, als hätte ich sie auf einem Abfallhaufen aufgelesen: von Farbe keine Spur mehr, dafür schiefgelaufene Absätze und grosse Löcher in den Sohlen. Weiter trage ich einen alten, geschenkten Rock und darüber einen grauen Arbeitskittel. Beide sind ausgebleichen. Aber was macht das schon! Schlimmer ist für mich das Fehlen von Wäsche. Was ich trage, wasche ich sonntags schnell nach dem Essen: Hemd und Schlüpfen, um sie sogleich in der Sonne trocknen zu lassen. Sonst habe ich keinen Augenblick Zeit für mich, weil alle darauf bedacht sind, mich ständig in Bewegung zu halten, sei es auch nur mit ganz nebensächlichen Arbeiten. Ich selbst wasche mich morgens und abends unter der Pumpe auf dem Hof. Ohne Seife ist es schwer, den Schmutz von der Haut zu bekommen. In der letzten Woche habe ich den Stall gründlich ausmisten müssen. Wie ein dicker, weicher Teppich lag es im Stall. Ich meinte, mit dieser Arbeit nie fertig zu werden. Immer wieder mit der vollen Mistkarre quer über den ganzen Hof und dort den Dung schön hochwerfen. Zuletzt hingen meine Arme wie schlaffe, nicht mehr zu mir gehörende Glieder an mir herunter. Unter dem Grinsen und anfeuernden Zuruf der ganzen, mir nur zusehenden Familie schaffte ich endlich alles. In solchen Augenblicken hasse ich sie wegen ihres gehässigen Verhaltens.

Nach Pfingsten sind noch einige Mädchen aus dem Lager ins Dorf gekommen. Lore, Lotte und ich sind als einzige Arbeitskraft auf einem Hof. Zwei Bauern haben je zwei Mädchen zur Arbeit bekommen. So sind wir jetzt im Dorf sieben Deutsche. Doch nur auf dem Weg zur Weide treffe ich mit ihnen zusammen, sonst nicht. Lotte, eine kräftige Bauerntochter aus Pommern, kommt abends zu mir auf den Hof geschlichen. Sie weiss,

wann ich den Stall, der nicht noch einmal so verdrecken soll, ausmiste und dem Vieh saubere Streu und Heu gebe. Mit geübtem Griff greift sie schnell nach der Forke und schleppt für mich das Heu vom Schober in den Stall. Immer wieder hat sie mir gezeigt, wie man die Forke in das Heu sticht, um am meisten davon aufnehmen zu können. Doch ich selbst schaffe hinterher kaum die Hälfte. Lotte lacht mir dann zu: «Das macht nichts, solange ich abends zu dir kommen und dir helfen kann! Sie werden schon nichts zu mir sagen. Ich helfe ihnen damit doch auch, und ich habe bei mir schon Feierabend.» Ich selbst bin sehr froh, dass mir jemand so beisteht.

Sadlowo, den 3. Juni

Morgen hat meine Mutter Geburtstag. Soweit ich denken kann, bin ich zum ersten Mal nicht bei ihr. Aus dem Kreis meiner Familie bin ich gewaltsam herausgerissen worden und muss meinen Weg allein gehen. Ich weiss nicht, wie es den Meinen geht. Oft wünsche ich mir nur Ruhe, nichts mehr hören und sehen von all dem hier! Besonders dann, wenn die fremden Schimpfwörter auf mich herabprasseln, wenn mir ein Gerät, mit dem ich nicht recht umzugehen verstehe, aus der Hand gerissen wird, und mir Frau Urban zuzischt, wie dumm ich sei und als Kreatur einfach unnütz auf der Welt und dass ich lieber in den Fluss gehen solle.

Aus ihrer Sicht hat sie vielleicht recht: was kennen die meisten gesunden und kräftigen Menschen vom Lande anderes als ihre körperliche Arbeit? Bei dieser Behandlung bin ich allmählich trotzig geworden und stelle mich kaum noch gutwillig an. Selbst wenn man mich ins Lager zurückschickte, wäre es mir gleichgültig.

Erst jetzt fangen die Polen an, ihre Felder zu bestellen. So ist Pjotr noch beim Eggen. Dabei wird nur das Nötigste angebaut. Man fürchtet, die Russen könnten miternten. Die Kühe muss ich auf die entfernteren Weiden treiben. Der Weg dorthin ist für mich schwierig, weil die Tiere unterwegs lieber in die Felder ge-

hen. Eine Wiese liegt hoch auf einem Berg, an dem ganz dicht ein Bahndamm vorbeiführt. Viele Güterzüge, die nach Russland rollen, waren mir zum Greifen nahe. Vollbepackt mit Maschinen aller Art sind ihre Waggons. Fröhlich lachende Russen bewachen ihre Beute. Sie winken mir zu, und fremde Wortfetzen dringen an mein Ohr. Mechanisch winke ich zurück. Sie wissen ja nicht, dass ich eine Deutsche bin.

Sadlowo, den 10. Juni

Sonntags kann ich etwas Atem holen und meinen Gedanken nachgehen. Die anderen Deutschen haben sonn- und feiertags Freizeit. Ich aber sitze immer mit den Kühen auf einer Weide und kann dabei weiterschreiben und auch das nur, wenn die Sonne warm scheint und die Kühe sich satt zum Dösen hinstrecken. An kalten und regnerischen Tagen ist das Hüten alles andere als schön. Der alte, mir viel zu grosse Schafspelz, den ich beim Hüten trage, saugt sich dann voll Regenwasser und hängt wie ein Zentnersack an meinem Körper. Auf den aufgeweichten Landwegen verliere ich oft eine meiner Holzpantinen. So wanke ich wie eine Jammergestalt durch die Gegend. Nur wenn das Wetter ganz schlecht ist und es ununterbrochen regnet, bleibt das Vieh zu Haus. Dann muss ich im Schuppen Kleinholz hacken. Anfänglich meinte ich, das Beil würde in meiner Hand landen. In meinem Leben hatte ich noch nie Holz gehackt. Doch bisher ist alles gut gegangen, und der Kleinholzvorrat wird immer grösser.

In der letzten Woche haben wir Kartoffeln gepflanzt. Das war ein Stück Arbeit. Immer mit den vollen Körben Saatkartoffeln das ansteigende Feld hinaufklettern und dann die Kartoffeln noch in Reih und Glied und im richtigen Abstand in den Boden bringen. Rüben werden gepflanzt, und die Heuernte wird auch nicht lange auf sich warten lassen. Bis Juli wird alles Schlag auf Schlag gehen, und dann wird die Ernte beginnen. Ich möchte kein Bauer sein.

Wenn ich abends von der Weide zurückkomme, steht die Dorf-

Jugend schon bei der Brücke am Fluss. Manche angeln, andere schwatzen miteinander. Ich scheue mich, an ihnen vorüberzugehen, weil sie mich zur Zielscheibe ihres Gespöchts machen. Es gibt hier einen etwa fünfzig Jahre alten Dorfdioten. Er gesellt sich mit Vorliebe zur Dorfjugend. Aus seiner Jackentasche schaut fast immer eine Schnapsflasche hervor. Als ich vor drei Tagen wieder an dieser Gruppe vorüber musste, hetzten sie doch den Dummen auf mich. Er kam ganz plötzlich auf mich zu und hatte mich schon fast am Arm gepackt. So schnell ich konnte, rannte ich meinen davonlaufenden Kühen nach. Er, unter den anfeuernden Rufen der Jugendlichen, immer hinter mir her. «Da, Pavel, das ist eine Frau für dich». Deutsch waren diese Worte gerufen worden, damit ich sie verstehen sollte. Von dem Gejohle wurden viele Einwohner aus den Häusern gelockt und sahen dem Schauspiel zu. Natürlich auch meine Leute, gespannt, wie das wohl enden würde. Doch kurz vor unserem Hoftor drehte Pavel um, winkte wegwerfend mit der Hand hinter mir her und zog seine geliebte Schnapsflasche hervor. Bevor er sie an den Mund setzte, um gierig daraus zu trinken, rief er den jungen Leuten und den übrigen Zuschauern etwas zu, worüber sich alle vor Lachen ausschütten wollten. «Ha, nicht einmal Pavel will dich. Du bist ihm viel zu hässlich und zu dreckig!» Das schrie mir Frau Urban zur Begrüssung triumphierend ins Gesicht. Was für ein widerwärtiger Auftritt. Hoffentlich wiederholt er sich nicht.

Sadlowo, den 17, Juni

Es gibt auch gute Polen. Einige haben für uns Verständnis, ja Mitleid. Nach dem hässlichen Auftritt auf der Dorfstrasse bekomme ich das hier und da zu spüren, versteckt, damit es keiner bemerkt. Unsere unmittelbaren Nachbarn sind eine sehr saubere und sympathische Familie: die Eltern in mittleren Jahren, drei erwachsene Kinder: zwei Töchter und ein Sohn, die auf dem Hof arbeiten. Der Vater sprach mich neulich an, als ich allein auf dem Feld war. Aus seinen belanglosen, höflichen Worten hörte ich doch ei-

nen mir guttuenden Unterton heraus. Seitdem sprechen wir öfter miteinander. Im Dorf und in der Nähe anderer grüssen wir uns nur mit den Augen.

Plötzlich stand sie neben mir, die alte, hagere und etwas seltsam aussehende Frau. In den Rahmen des Dorfes passte sie ganz und gar nicht. Vom Schicksal war sie hierher in das baufällige Häuschen geweht worden, das ihr und dem jungen Neffen jetzt Heimat war. Trotz ihrer altmodischen, verschlissenen Kleidung geht von ihr noch immer etwas Hoheitsvolles aus. Polnische Intelligenz alter Schule, und in deren Sprache spricht sie mich auch an: «Ma pauvre fille, vous n'avez pas très bien chez Urban. C' est la guerre!» An meinen Augen sah sie es mir an, dass ich sie verstanden hatte. Ein kurzes Nicken noch von ihr, und sie ging weiter. Wieder eine neue Sympathiebezeugung. So etwas wie ein Freudegefühl kam in mir auf. Neue Hoffnung, Kraft und Mut, die mir geschwunden waren, meldeten sich zaghaft. Ich muss diese Zeit überstehen! Unbedingt! Wenn auch meine Beine jetzt von tiefen Eiterlöchern zerfressen sind. Mit Ausschlag und Juckreiz begann es. Der Zustand nimmt mich sehr mit, und ich weiss nicht, was ich dagegen machen kann. Ich habe kein Geld, um mir Salbe oder ein anderes Medikament zur Linderung zu kaufen. Zum Schutz gegen den grössten Schmutz wickele ich mir Lappen um die Beine.

Heute haben mich alle deutschen Mädchen auf der Weide besucht. Den ganzen Nachmittag haben wir zusammengesessen, geplaudert und gesungen und dann schliesslich miteinander geschwiegen. Sie hatten sich dazu vorher verabredet, um mir zu zeigen, dass ich nicht allein bin.

Sadlowo, den 24. Juni

Die Polen bestellen nur langsam und zögernd ihre Felder: wenn nicht heute, dann eben morgen. Rüben sind gepflanzt, und wenn das Wetter trockenbleibt, kommt die Heuernte heran. Hinter unserem Hausgarten liegt ein Tabakfeld. Das sind alles alltägliche, aber mir bis jetzt unbekannte Dinge.

Das Verhältnis zwischen meinen Polen und mir wird immer schlechter. Mehr und mehr bekomme ich ihre Abneigung, ja ihren Ekel zu spüren. Als Sommerküche wird die geräumigere Waschküche benutzt, in der der Backofen aus Ziegelsteinen steht. Nach diesem Umzug darf ich nicht mehr mit ihnen zusammen am Familientisch essen, sondern bekomme einen eigenen Blechnapf und -löffel und kauere auf dem Holzvorrat neben dem Herd. Auch das Geschirr darf ich nicht mehr abwaschen, weil sie mich als durch die Russen vollkommen verseucht ansehen. Ihre ängstlichen Blicke auf meinen dicken, offenen Beine zeigen das. Das alles schmerzt mich nicht. Weiss ich doch, wie andere Polen denken, und ich bin dankbar für jedes Fünkchen Sympathie. Beim Sirupkochen muss-te ich aber fleissig helfen. Dazu war aus dem Nachbardorf Linden-au die zukünftige Schwägerin von Maria gekommen. Marias Verlobter war gleich nach dem Einmarsch der Russen in irgendein Lager gesteckt worden. Er soll zu deutschfreundlich gewesen sein. Bald hat sich Maria mit einem anderen getraut, der mitunter sonntags bei uns auftaucht und über Nacht bleibt. Nach dem Mittagessen verschwindet das Paar immer auf dem Heuboden über dem Kuhstall. Maria hat fürsorglich ein Kopfkissen unter dem Arm, schliesst den Stall ab und zieht die Leiter zum Boden hoch. Die ursprüngliche Schwägerin ist eine liebe, mütterliche Frau, die sich mit mir unterhält: «Nicht traurig sein über das schlechte Benehmen dieser Familie!» Nach ihrer Veranlagung könnten sie nicht anders sein. Sie selbst sei heilfroh, dass sich die verwandtschaftlichen Bande zwangsweise gelöst hätten. Gnädig oder vielleicht aus Gewohnheit gebe man ihr einige Lebensmittel ab, auf die sie noch angewiesen sei. Sie klärt mich auch über die deutschfeindliche Einstellung der Urbans auf: die Grenzbewohner hier hätten es oft nicht leicht gehabt. So haben sie sich jeweils dem angeschlossen, bei dem es für sie mehr zu hoffen gab: einmal war das der polnische Staat, ein ander Mal baute man wieder auf die deutsche Abstammung. Frau Urban hätte sich hartnäckig um ihre Eindeutschung bemüht, weil sie dadurch ihr Anwesen zu behalten hoffte. Die Polen mussten vor Deutschen und Rück-siedlern von ihren Höfen weichen. Über den Urbanschen Antrag

wurde von den deutschen Dienststellen lange nicht entschieden, so dass die Familie doch ihre Hofstelle aufgeben und auf eine kleinere und schlechtere gehen musste. Danach erst traf die Genehmigung ein. Gleichwohl durften sie nicht auf ihr Eigentum zurückkehren. Das konnten sie erst nach dem deutschen Zusammenbruch. Nach der Eindeutschung wurde der Familienvater zur Wehrmacht einberufen. Bis jetzt fehlte von ihm jede Nachricht.

Sadlowo, den 1. Juli

Im Lager verging uns die Zeit trotz mancher Überraschung nur schleppend, und wir hatten zuviel Zeit zum Nachdenken. Hier draussen nimmt zum Glück die Arbeit den ganzen Menschen in Anspruch. So bin ich jeden Abend abgespant und an Leib und Seele ausgehöhlt, dass ich wie ein Stein auf mein Bett falle und erschöpft einschlafe. Jetzt sind wir mitten in der Heuernte. Es ist gar nicht leicht, die grosse Harke richtig zu führen. Dicke Schwie-len ziehen sich über meine Handteller.

In letzter Zeit treiben die Russen grosse Viehherden nach Russland ab. Die Treiber sind meistens Soldaten, aber auch Zivilisten und viele deutsche Mädchen. Zwei-, dreimal haben sie schon in unserem Dorf haltgemacht und sind zur Nacht geblieben. Wenn solch ein Tross gesichtet wird, wird sofort das polnische Vieh in den Stall getrieben. Denn selbst am Tage haben die Russen schon Vieh der Polen mitabgetrieben. Zur abendlichen Melkzeit gehen die polnischen Frauen das durchziehende Vieh melken und dürfen zum Lohn dafür einen grossen Teil der Milch behalten. Wir Deutsche dürfen uns nicht sehen lassen. Die Polen befürchten, man könnte uns mitnehmen. Gestern gerieten Urbans arg durcheinander. Am frühen Nachmittag war ich mit Frau Urban im Wald und sägte zusammen mit ihr Äste von gefällten Bäumen ab. Plötzlich drang Lärm zu uns in den hochgelegenen Wald, und Frau Urban hörte zu arbeiten auf und trat mit mir den Heimweg an. Als wir unter uns das Dorf liegen sahen, bemerkten wir eine fremde Riesenherde, die sich mitten im Dorf niedergelassen hatte.

Dazu tummelten sich ausgelassen viele Pferde auf den bestellten Äckern. Am lebhaftesten schien es dabei auf unserem Hof zuzugehen! Das von Frau Urban so gehütete Schotenfeld hinter dem Hausgarten schien nicht mehr vorhanden zu sein. So viel Vieh stand dort. Laut schimpfend und mit böse funkelnden Augen rannte Frau Urban mit mir dem Dorfe zu. Ich konnte ihr kaum folgen. Als wir endlich über die kleine Brücke gingen, konnten wir schon von der Dorfstrasse auf unserem Hof ein grosses Biwak von Männern und Frauen mit Wagen und einer Gulaschkanone sehen. Dazu zerstampften halbwilde Pferde den Rest des Schotenfeldes. Zitternd und furchtsam standen die Familienmitglieder am Hauseingang. So hatte ich sie noch nie gesehen! Alles Selbstherrliche und Jähzornige war von ihnen gewichen. Ich gestehe, ich freute mich über ihre Hilfslosigkeit. Die Fremden kochten in der Sommerküche, und Urbans durften ihr Haus nicht betreten. Ihnen blieb nur der Heuboden über dem Kuhstall. Ich aber sollte nach Urbans Wunsch zum Bauern von Lore gehen, dem sie schon Bescheid gesagt hatten. Als ich mich dorthin auf den Weg machen wollte, wurde ich von einer jungen Russin mit tiefblauen Augen und dicken, dunklen Haarflechten um den Kopf festgehalten. Ihre Beine steckten in schwarzen Schaftstiefeln. Sie trug einen engen Rock, und um die Schultern hatte sie eine hellrote Strickjacke geworfen. Sie blickte mich freundlich an und fragte: «Sie sind eine Deutsche? Bitte bleiben Sie hier. Unser Essen ist gleich fertig. Sie sollen unser Gast sein.» Ich muss wohl ein recht dummes Gesicht gemacht haben, denn in meinen Ohren klang noch der mir gegebene Befehl: «Sofort gehen! Nicht mit den Russen einlassen. Essen können wir heute alle nicht.»

«Bitte überlegen Sie nicht erst. Wir meinen es doch nur gut», mahnte mich die Russin mit dunkler Stimme in fast akzentfreiem Deutsch. Schnell blickte ich zu meinen Leuten, die mich wie immer argwöhnisch beobachteten und gespannt darauf warteten, was ich tun würde. Es machte mir Freude, ihnen einmal nicht zu gehorchen. So folgte ich der Russin in die nach Speisen duftende Küche. Die mich wütend verfolgenden Blicke der Familie fühlte ich fast körperlich. Als ich mich noch einmal umblickte, sah ich

Pjotr in hohem Bogen hinter mir her auf den Hof spucken. Die Küche war voller Menschen: noch junge Männer in Zivil, ehemalige Kriegsgefangene, wie ich bald erfuhr, die nun auf dem Wege in ihre Heimat waren. Am Herd standen zwei kräftige Russinnen und legten geschickt letzte Hand an das fast fertige Essen. Dann stand auch schon als Auftakt ein Teller fetter Fleischbrühe auf meinem Schoss. Fleisch und geröstete Kartoffeln folgten. Zum Schluss gab es Piroggen, die mir besonders gut schmeckten. Dann rann mir Wodka nach dem fetten Essen wohltuend durch die Kehle. Mit geübten Händen wurden Zigaretten gedreht, und bald konnte man vor dickem Qualm fast nichts mehr sehen. Kerzen wurden angezündet und zauberten eigenartige Schattenbilder an die gekalkten Wände. Zwei der Russen holten ihre Balalaikas hervor und spielten schwermütige Volkslieder. Die Stimmung und der Alkohol hatten meine Zunge gelöst, und auf alle Fragen gab ich bereitwillig Antwort. Neben mir sass die hübsche Russin, der ich die Einladung verdankte. Sie hatte ihren Arm um mich gelegt und verstand es gut, mich zu trösten und zu ermuntern, waren sie doch alle selbst als Zwangsarbeiter oder Gefangene in Deutschland gewesen. Es würde wieder alles, alles mit mir gut werden. Meine Beine waren vom ungewohnten Trinken schwer geworden, und in meinem Kopf war eine Leere. Als mich die Russin zu Lore brachte, war es schon lange dunkel, und über uns funkelten die Sterne. Zum Abschied umarmte sie mich und schenkte mir ein Paar Damenstrümpfe. Lores Bauersleute sassen auf mich wartend noch in der Küche, und ich musste ihnen von den Russen erzählen. Erst als ich in Lores reinem Bett lag, wurde ich wieder ganz klar und fast übermütig. Neue Hoffnungen und Pläne stiegen in mir auf, und ich lag noch lange wach.

Sadlowo, den 8. Juli

Die Zeit steht nicht still. Stunde reiht sich an Stunde, Tag an Tag. In der Natur geht jetzt alles der Reife und der Ernte entgegen. Auf den Kornfeldern wiegen sich die Ähren im Sommer-

wind. Das Heu steht in Hocken und strömt einen herrlich reinen Duft aus. Wenn wir nachmittags die Hocken einreissen, um sie wieder neu zu bauen, setze ich mich zur Vesper dicht an eine, schliesse die Augen, atme den Duft des Sommers ein und vergesse dabei für kurze Zeit mein armseliges Leben.

Mathematische Formeln, Fremdsprachen und Grammatik hatte ich gelernt, aber nicht, wie Feldarbeit gemacht wird.

Fast an jedem Sonntag besuchen mich die deutschen Mädchen auf der Weide, und ich höre vom Dorfgeschehen. So weiss ich von ihnen, dass mich die Polen für eine «Kluge» halten und dass die Familie Urban menschlich gesehen die schlechteste im Dorf ist. Seit meiner Übernachtung bei Lore schlüpfte ich ab und zu einmal heimlich zu ihr ins Haus. Dann sitze ich mit der ganzen Familie zusammen in der Küche, bekomme eine Scheibe Brot oder Kuchen und Milch. Besonders der Bauer unterhält sich gern mit mir. Eines Tages regt er an, ich solle mich im Lager über die schlechte Behandlung bei Urbans beschweren. Denn das sei bestimmt nicht im Sinne der Lagerleitung. Er mag recht haben, aber wie soll ich es ausführen? Immer öfter muss ich jetzt an diesen Rat denken. Lores Leute sind zu ihr sehr nett, und doch sieht Lore zart und blass aus. Sehnsucht nach ihrer Familie zehrt wohl an ihr. Ich leide mehr unter den widrigen Verhältnissen hier, vor allem unter der Unsauberkeit, die ohne Seife immer schlimmer wird. Meine kranken Beine brauchten Pflege. Auch mein Haar. Neulich fand ich im Stall eine Spiegelscherbe und betrachtete mich darin. Zu meinem Entsetzen sah ich in meinem Haar Läuse über Läuse. Schlimmer scheint mir, dass ich meine ständigen Mitbewohner nicht mehr merke. In der Schublade des Küchentisches fand ich einen kaputten Staubkamm, den ich mir gleich einsteckte. Wenn ich mich auf dem Feld unbeobachtet glaube, mache ich mir das Haar auf und kämme es Strich für Strich durch. Danach schüttele ich meinen Kittel aus und entferne mich dann von meinem bisherigen Platz. Und doch ist alles umsonst bei der ungeheuren Vermehrung des Ungeziefers.

Vor zwei Tagen kam unser Jan vollkommen betrunken von der Arbeit nach Haus. Schwankend, aber vergnügt schob er sein

Fahrrad neben sich her und sang laut das Horst-Wessel-Lied. Er sank gleich auf sein Bett, aber als ich etwas später aus unserem gemeinsamen Zimmer Sirup holen wollte, packte er mich, Fuselgeruch schlug mir entgegen, und mit lallendem Mund wollte er mich küssen. Ich weiss nicht, wie ich mich mit letzter Kraft von ihm befreien und die Zimmertür hinter mir zuwerfen konnte. Mit überschnappender Stimme hörte ich ihn auf Deutsch und Polnisch hinter mir her fluchen. Als ich später in unserem gemeinsamen Zimmer ängstlich zu Bett ging, hörte ich nur sein gleichmässig-sägendes Schnarchen.

Sadlowo, den 15. Juli

Beinahe hätte es mich erwischt. Kein Hahn hätte nach mir gekräht. Erst recht kein Mensch davon Notiz genommen! Ein Unfall ist nichts Besonderes. Eine der drei Kühe hatte gekalbt und blieb mit ihrem Kälbchen einige Tage zur Schonung im Stall. Das passte den anderen Kühen nicht. Sie waren störrisch und liessen sich nur mit Mühe auf die Weide treiben. Geradezu durchgedreht waren sie. Ebenso unruhig verbrachten sie dort ihre Zeit und jagten mittags in tollem Tempo wieder nach Haus. Ganz ausser Atem folgte ich ihnen. Doch an diesem Mittag war die Stalltür geschlossen, weil Mutter- und Jungtier Ruhe haben sollten. Um die Stalltür noch vor den Kühen zu öffnen, streifte ich meine Pantinen ab und lief los. Doch um einen Bruchteil zu spät! Bevor ich mein Vorhaben ausführen konnte, riss mich eine der Kühe wuchtig zu Boden, so dass ich mit dem Kopf gegen die Hauswand flog. Die anderen Kühe stiegen über mich hinweg. Trotz grosser Schmerzen zog ich mich mit letzter Kraft an der Stallwand hoch, und es gelang mir, die Stalltür zu öffnen. Höhnendes Gelächter drang wie aus weiter Ferne zu mir, dazu Schimpfworte durch die Mittagsstille. Wie durch einen Schleier sah ich die ganze Familie vor dem Haus stehen. Niemand war mir zu Hilfe gekommen. Tränen des Schmerzes, der Wut und der Scham liefen mir übers Gesicht. Beim Essen verspotteten sie

mich, als sie meine blau-violett angelaufene Gesichtshälfte sahen. Gesundheitlich geht es mir immer schlechter. Schon tagelang quält mich ein heftiger Brechdurchfall, der nicht nachlassen will. Auch nachts laufe ich mehrmals hinaus und kann nicht schlafen. Morgens fühle ich mich elend. Trotz allem will ich mich nicht fallenlassen und aufgeben. Nur hier nicht enden!

Sadlowo, den 22. Juli

Die feindliche Einstellung und das Misstrauen der Familie Urban zu mir wird täglich grösser. Alle meine Schritte beobachten sie. Sie haben bemerkt, dass einige Polen mit mir sprechen und freundlich zu mir sind. Gestern sind mir die Nerven durchgegangen, und ich habe mich aufgelehnt. Auf dem Boden über dem Stall hatte ich das eingefahrene Heu abzunehmen und es festzustampfen, um genügend Platz zu schaffen. Zusammen mit Frau Urban trat ich Heu und war schon ganz erschöpft. Mein Haar klebte, und Schweiss rann mir über den Körper. Vor allem aber machten mir bei dieser Arbeit meine blutenden und eiternden Beine Beschwerden. Wie mit tausend Nadeln stach das Heu in sie hinein, so dass ich hätte schreien mögen. Als ich dadurch das Arbeitstempo nicht mehr halten konnte, ging wieder eine deutsch-polnische Schimpfkanonade auf mich nieder. Nach einem Weilchen wurde mir das zu bunt, und ich sprang vom Boden auf den Wagen und von dort auf den Erdboden herab, lief, so schnell ich konnte, über die Dorfstrasse zum Nachbarhof. Ausser Atem klopfte ich an das saubere Haus, das das freundliche polnische Ehepaar mit seinen drei erwachsenen Kindern bewohnte. Schweigend liess man mich ein, bot mir einen Sitzplatz in der Küche an und schob mir wie selbstverständlich einen Teller Milchsuppe zu. Der Bauer sprach ein Tischgebet, und als sie sich bekreuzigt hatten, fingen sie an zu essen. Diese Ruhe und Eintracht beruhigte mich und tat mir gut. Für kurze Zeit vergass ich meine Sorgen und liess mich in den Abendfrieden miteinbeziehen. Erst nach dem Essen konnte ich reden und war dankbar, bei Men-

schen zu sein, die mir zuhörten und mich trösteten. Auf meine Klagen erwiderten sie mir, dass die Familie Urban auch ihre polnischen Mägde nicht besser als mich behandelt hätte. Sie, die Nachbarsleute, hätten mich aus meiner Zwangslage erlösen wollen und wären meinetwegen bereits bei der Lagerverwaltung gewesen, um mich für sich als Arbeitskraft anzufordern. Doch das sei ihnen abgelehnt worden, weil sie mit ihren drei erwachsenen Kindern ohne fremde Hilfe auskommen und vor ihnen noch andere Bauern berücksichtigt werden müssten. Der Bauer stimmte mir zu, dass ich Männerarbeit leisten müsste, wozu ich nicht imstande sei. Es war schon dämmerig, als ich mich verabschiedete und herzlich bedankte, und sie mir noch alles Gute wünschten. Als ich wie ein geprügelter Hund ins Haus schleichen wollte, sah mir Pjotr mit wütenden Blicken entgegen. Wortlos ging ich an ihm vorbei und zu Bett. Vor Gedanken konnte ich lange nicht einschlafen.

Sadlowo, den 29. Juli

Eine aufregende Woche liegt hinter mir. Lange habe ich das Für und Wider, mich bei der Lagerleitung zu beschweren, bedacht. Würde ein derartiger Schritt meine Lage bessern können? Oder würde dadurch vielleicht alles noch schlimmer werden? Niemand konnte mir das beantworten. Aber in meinen Ohren klangen immer wieder die Worte der verständnisvollen Nachbarn nach: «Sie müssen ins Lager gehen und die Miliz auf Ihre Lage aufmerksam machen. Melden Sie ruhig diese Zustände. Wenn Sie hierbleiben, gehen Sie zugrunde!» Besonders der letzte Satz liess meine Bedenken schwinden. Das wollte ich nicht! Sah man mir etwa mein Ende schon an? Meine unförmig gewordenen Beine mit den tiefen, kraterförmigen Eiterlöchern standen im Gegensatz zu meiner zerbrechlich gewordenen Gestalt und zu meinen verhärmtten Gesichtszügen. Noch immer hielt mein Brechdurchfall an. Zusammen mit am ganzen Körper aufkommender Krätze liess mich das keine Nacht mehr ungestört schlafen.

Nach einem warmen Sommertag, dem eine sternklare Mondnacht folgen würde, legte ich mir unter der Bettdecke meine Kleidungsstücke zurecht, ging wie immer zu Bett und wartete, bis die Brüder ebenfalls ihre Lagerstatt aufgesucht hatten und fest schliefen. Mit meinen angespannten Nerven nahm ich jede Kleinigkeit wahr. Endlich war es so weit. Im Bett liegend zog ich mir mit angehaltenem Atem meine Sachen an. Dann griff ich schnell nach Mantel und Pantinen. Auf nackten Sohlen an beiden Männern vorbeischleichend, gelangte ich auf den Hof. Dabei kam mir zugute, dass ich ihnen seit meinem Brechdurchfall als «Nachtwandlerin» bekannt war. Ich lief sofort zur Landstrasse, die nach Lindenau führt. Erst da blieb ich aufatmend stehen und sah über mir den Sternenhimmel und den Mond mit seinem fast vollen Rund. Nach dem warmen Tag überlief mich jetzt ein Frösteln. Ich lief auf dem sandigen Sommerweg, weil auf ihm meine Pantinen nicht klapperten. Die doppelt so lange Nebenstrasse nach Lindenau war für mich gefahrlos. Wer wollte schon nachts nach Sadlowo? Dagegen schien mir die kürzere Hauptchaussee von Lindenau nach Schwetz gefährlicher. Wenn ein Scheinwerfer zu sehen oder Motorengeräusch zu hören war, lief ich ängstlich Deckung suchend in den Chausseegraben und wartete dort ab, bis wieder alles still war. Mit dem heraufziehenden Morgen erst wurde es eigenartigerweise ganz ruhig. Durch das noch schlafende Schwetz lief ich mit den Pantinen unter dem Arm zum Lager. Wehmütig sah ich auf die Fenster der Häuser, hinter denen Menschen schliefen, die hier zu Haus waren und die niemand durch die Nacht einem unbekanntem Ziel entgegentrieb. Im Lager regte sich noch nichts. Alles war verschlossen und nach aussen abgesichert. Auch keine Posten waren zu sehen. Sie mochten am anderen Ende des grossen Lagers sein. Auf der Strasse konnte ich nicht stundenlang stehen. Da entdeckte ich nahebei ein Schilderhaus, auf dessen Boden ich mich schwerfällig hinkauerte und zum Schutz gegen Sicht von aussen hing ich meinen Mantel vor den Eingang. Ich weiss nicht, wie lange ich so gehockt habe. Im Gespräch vertiefte russische Soldaten gingen vorüber. Ein noch verschlafen aussehender russischer Soldat trieb

eine Schafherde auf die Weide. Seine Herde hätte auch ohne ihn ihren Weg gefunden. Vom Waldrand her rief der Kuckuck und kündigte den Tag an. Heute störte mich sein Rufen nicht. In Sadlowo konnte ich ihn nicht mehr hören. Mir war, als ob er mich verhöhnte.

Von der unbequemen Lage schmerzte mich jedes Glied. Verklammert zog ich mich hoch und ging langsam durch das Lager-tor. Freundlich – man hatte wohl noch nicht erlebt, dass jemand freiwillig zurückkehrte – führte mich ein Miliziant zur Krankenbaracke. Eine junge deutsche Ärztin, die gut Polnisch sprach, empfing mich. Als ich mir alles von der Seele geredet, und sie mich untersucht hatte, schob sie mir warmen Kaffee zu und bestrich zwei Scheiben Brot mit Marmelade. «Was in meiner Macht steht, will ich für Sie tun. Für Landarbeit sind Sie zu schwach. Aber hier im Lager zu leben, wäre für Sie auch nicht gut.» Sie ging mit mir zur Lagerverwaltung und liess mich auf einer Bank davor warten. Durch das offene Fenster hörte ich Stimmengewirr. Da, das war doch die etwas schrille, leicht überschnappende Stimme von Frau Urban! Nach einiger Zeit kam die Ärztin zu mir heraus und bestätigte mir, dass Frau Urban meinen «Verlust» persönlich gemeldet hätte. «Ich habe meine Bedenken und Ratschläge dem Lagerleiter mitgeteilt. Kopf hoch, es wird schon alles werden!» Mit diesen Worten drückte sie mir die Hand und ging zu ihrer Krankenbaracke. Mutlos sank ich auf die Bank zurück und wartete auf die Dinge, die da kommen sollten. Langer, heftiger Wortwechsel klang aus der Baracke. Wie ein Duell hörte es sich an. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich Polnisch verstanden hätte. Endlich wurde ich hereingerufen. Der Lagerleiter war ruhig, fast freundlich zu mir. Ich müsste Frau Urban nach Hause folgen. In nächster Zeit würde ein Miliziant zur Kontrolle auf den Hof kommen. Vielleicht könne man mich bei einer anderen Familie unterbringen, aber erst müssten Urbans gerade jetzt in der Ernte für mich Ersatz bekommen. Frau Urban würdigte mich keines Blickes. «Geh, scher dich schon nach Hause. Mit so einer will ich mich nicht mehr sehen lassen!» Traurig, von allen verlassen, trottete ich den Weg, den ich Stunden vorher

hoffnungsvoll gegangen war, zurück. Den Blick auf den Boden sah ich nicht nach rechts oder links und war so schon fast am Ortsausgang von Lindenau angekommen, als plötzlich eine Frauengestalt auf mich zuhuschte. Es war Marias einstige Schwägerin, Frau Klos. «Schon lange habe ich auf Sie gewartet. Frau Urban hat mir alles erzählt. Die kommt so bald noch nicht zurück. Kommen Sie zu mir, das Essen ist fertig.» Ungläubig begriff ich anfänglich ihr Auftauchen nicht und stolperte hinter ihr her. In der kleinen sauberen Stube duftete es nach Gebratenem. Aus der danebenliegenden Küche brachte die Gute leckere Eierpfannkuchen und einen grossen Topf Milch. Schweigend liessen wir uns das Essen schmecken. Erst als wir damit fertig waren, eröffnete mir Frau Klos froh, sie habe für mich schon eine neue Stelle in der hiesigen Gastwirtschaft. Die junge Wirtin würde das sicher bald bei der Lagerleitung durchsetzen. Dann hätte ich es viel besser. Wie Musik klang das in meinen Ohren. Dann holte sie für mich ein Sommerkleid aus grünkariertem Frottéstoff, eine Bluse und Strümpfe hervor. Eine Nachbarin brachte mir Schuhe, Nähgarn, einen Kamm, Seife und Verbandszeug. Mit diesen für mich so wichtigen Dingen machte ich mich auf den Weg, noch lange dankbar zurückwinkend.

Dafür erwartete mich auf dem Urbanschen Hof wieder die Hölle. Die sonst so gute Oma hob drohend den Krückstock gegen mich und hätte ihn am liebsten auf mich niederfahren lassen. Ich durfte weder das Haus noch den Stall betreten. Erst müsste ihre Tochter kommen. So hockte ich mich auf einen Stein vor dem Haus und hörte mir die ununterbrochene Strafpredigt der Alten an: Liederliches Geschöpf, undankbar, zu nichts nutze usw. usw. Am Spätnachmittag kam Frau Urban endlich heim. Sie öffnete einen an das Wohnhaus anstossenden und nur vom Hof aus erreichbaren kleinen Abstellraum ohne Fenster und liess mich Dünger, Kalk, alte Säcke und Gerümpel ausräumen, unzählige Spinnweben und Dreck entfernen und die Backsteinfliessen scheuern. Dann brachte Pjotr mein Bett, das gerade hineinpasste. Ein Eimer mit den Worten: «Zum Sch ...» flog mir fast ans Schienbein. Dann wurde von aussen die Tür verriegelt. Ich liess mich kraftlos

auf mein Bett fallen, grub mein Gesicht in den schmutzigen karierten Bettbezug und schluchzte laut bis zum Einschlafen. Morgens weckte mich hartes Klopfen an der Tür, die aufgeriegelt und aufgeschlossen wurde. Jetzt erst begriff ich, was geschehen war.

Sadlowo, den 3. August

Alles geht weiter seinen gewohnten Gang, als wenn nichts geschehen wäre. Und doch ist vieles anders geworden. Man kann es nicht einfach beim Namen nennen. Der Umgangston zwischen der Familie und mir ist nicht freundlicher, aber neutraler geworden. Ich bin nicht mehr ihr Sündenbock, an dem sie ihre schlechte Laune auslassen. Keine langen Reden mehr zwischen uns. Aber auf einmal kann man zu mir «bitte» und «danke» sagen. Andererseits wird gerade dadurch der Abstand noch grösser. Wir alle scheinen nur auf den Tag zu warten, an dem ich hier fortgehen werde. Obwohl ich keine vollwertige Arbeitskraft bin, braucht man mich dennoch. Jede Stunde des Tages wird bei dem trockenen Sommerwetter ausgenutzt. Der Roggen wird gemäht: wie in alter Zeit gehen die Männer mit den Sensen voran. In einigem Abstand folgen wir Frauen. Das gemähte Korn wird aufgenommen, gebündelt, gebunden und in Hocken aufgestellt. Stundenlang die gleiche Arbeit! Staub wirbelt auf, setzt sich auf den Haaren, auf der Kleidung und auf den verschwitzten Gesichtern fest und macht die Kehlen trocken. Froh geniesse ich dann die Vesperpause. Wegen der hinzugekommenen fremden Erntehelfer ist die Mahlzeit besser und reichlicher als sonst. Butterbrote anstelle der Brote mit Sirup, Rühreier mit Speck, Kuchen und schwarzer Kaffee. Abseits von allen sitze ich allein und kann nach dem Essen meinen Gedanken nachhängen. Eigentlich sitzt hier eine friedliche Gruppe beieinander. Ich muss dabei an ein Bild in meinem Schullesebuch denken. Dieses Bild mussten wir damals beschreiben, was für 12jährige Mädchen gar nicht so einfach war. Wir sollten herausfinden, was der Maler mit

seinem Werk aussagen wollte. Ach, was geht mich das hier noch an! Bald werde ich die in Sadlowo verlebte Zeit vergessen haben.

An mein Schlafloch habe ich mich gewöhnt. Anders kann man diesen Verschlag wirklich nicht nennen, in dem ich von unzähligen Flöhen heimgesucht werde. Der Juckreiz ist zu meinen übrigen Beschwerden noch hinzugekommen.

Die anderen deutschen Mädchen hörten mir begierig zu, wenn ich ihnen von meinem «Ausflug» erzählte und bewunderten die geschenkten Sachen. Ich habe ihnen etwas abgegeben, auch vom Nähgarn. Was brauche ich mit diesen Beinen Strümpfe? Lappen tun an ihnen gleiche Dienste. Das Kleid und die mir viel zu grossen Schuhe behielt ich.

Sadlowo, den 6. August

Die mittägliche Hitze lag schwer und fast unerträglich über dem Land. Am Himmel türmten sich Wolken, und die Sonne glühte nur noch durch einen Wolkenschlitz. Mückenschwärme tanzten, und die Schwalben schossen tief über dem Erdboden dahin. Ein Gewitter zog herauf. Auf dem Roggenfeld hatte ich die letzten Garben als Nachzügler allein aufgestellt. Als ich knapp vor dem Wetter aufatmend auf dem Hof ankam, sah ich die Familie laut redend und gestikulierend um einen ruhig dastehenden Milizianten mit dem Gewehr über der Schulter versammelt. Er liess sich von ihnen in seiner Ruhe nicht stören. Erst als er mich sah, straffte er sich, kniff die Augen zusammen und blickte mich scharf musternd und taxierend an. «Du bist die Deutsche, die ich kontrollieren soll? Siehst ja gerade nicht einladend aus!» Nur zu recht hatte er. Konnte ich mich bei dieser Arbeit und vor allem unter diesen primitiven Umständen sauberer halten? Nichts von dem, was ich mir zu antworten vorgenommen hatte, kam über meine Lippen. Um den Hohn, den ich fühlte, nicht auf den Gesichtern sehen zu müssen, blickte ich fest auf den Boden. Schliesslich musste ich wie ein gescholtenes Kind dem Milizianten meine Hände vorzeigen, worauf er mir kopfschüttelnd sagte:

«Du musst sauberer werden und dich ordentlich waschen.» Ich nickte nur zustimmend mit dem Kopf. Hätte ich den wahren Sachverhalt geschildert, hätte es ein grosses Palaver gegeben; denn Frau Urban hätte niemals die bei ihr herrschenden Zustände zugegeben. Wozu also unnötige Aufregung? Nach diesem Appell durfte ich wie ein Soldat wegtreten. Nach kurzem Gespräch mit Urbans ging der Miliziant zu Lores Hof. Noch während des Mittagessens entlud sich ein heftiges Gewitter, und die Luft wurde kühl und klar. Abends, als Lotte wie üblich zu mir in den Stall kam, erzählte sie mir, dass der Miliziant überall mit den Bauern lange gesprochen hätte, aber keine der Deutschen hätte ihm die Hände vorzeigen müssen.

Sadlowo, den 8. August

Heute hat mein Mann seinen 37jährigen Geburtstag. Bestürzte ich mich, wie wenig und dann nur flüchtig ich an ihn und an die Zeit vor meiner Gefangennahme denke. Selten taucht vor mir sein schmales, braungebranntes Gesicht mit den von der Sonne gebleichten Haaren auf, so wie er nach dem Rückzug von der russischen Mittelfront ausgesehen hat. Genau vor einem Jahr sahen wir uns trotz allem gesund in Zoppot wieder. Tatsächlich nur ein Jahr lag dazwischen. Nach meinem Zeitgefühl könnten es fünf und mehr Jahre sein. Ich habe jedes Zeitmass verloren. Ich kann nur hoffen, dass er das Kriegsende gesund überstanden haben und dass es für uns ein Wiedersehen geben möge.

Wie ein Wunder ist heute ein jüngerer Deutscher bei uns auf dem Hof als Arbeiter aufgetaucht, der an meine Stelle treten soll. Er wird bestimmt mehr arbeiten können als ich halbe Portion. Wie mir Urbans sagten, werde ich morgen von einem Milizianten nach Lindenau in eine neue Stellung abgeholt. Hoffentlich ist es die Gastwirtschaft, von der Frau Klos neulich zu mir gesprochen hat. Nach dem Abendessen habe ich mich von allen im Dorf, die mir gut gesonnen waren, verabschiedet.

Wir sind mitten im Hochsommer. Das Laub ist dunkelgrün, das Getreide gelb. Hier und da schon ein abgeerntetes Feld mit aufgestellten Hocken. Der Weizen wartet noch auf den Schnitt. Über allem ein silbrig blauer Himmel. Hitzedunst. Hochgetürmte, schimmernde Wolkenberge. Während ich das alles mit Freude in mich aufnehme, laufe ich mit meinem armseligen Bündel am Arm neben einem mit Gewehr bewaffneten Lageraufseher auf der Landstrasse zu meiner neuen Arbeitsstelle her. Wie neugeboren kam ich mir vor. Unser Ziel war wirklich die Gastwirtschaft in Lindenau. Von der Wirtin, ihrer Mutter und Schwester wurde ich sehr freundlich empfangen. Nachdem der Lageraufseher gegangen war, musste ich erst tüchtig frühstücken. Dann sprachen alle sehr temperamentvoll auf Deutsch auf mich ein. So erfuhr ich: die Gastwirtschaft sei alter Familienbesitz, den sie unter den Deutschen hätten räumen müssen. Während des Krieges wären sie in Schwetz, der nahen Stadt, untergekommen und hätten sich ihren Lebensunterhalt mit Schneidern verdient. Erst vor wenigen Wochen seien sie auf ihr Eigentum zurückgekehrt, das sie in traurigem Zustand vorgefunden hätten. Deutsche und russische Soldaten waren mit dem Mobiliar nicht schonungsvoll umgegangen. So hatten sie erst einmal das Erdgeschoss mit zwei Gasträumen, einem Tanzsaal und der Küche wieder hergerichtet, während die Privatwohnräume im ersten Stock noch unbewohnbar waren, und die Familie deswegen bei Bekannten in einem anderen Hause des Ortes wohnen musste. Ich bekam im Dachgeschoss des Gasthauses ein kleines Stübchen und bin so nachts im Haus ganz allein. Eine grosse Waschsüssel, ein Handtuch und vor allem Seife sind für mich kostbare Dinge. Als der Tag zu Ende ging, war ich von den vielen neuen Eindrücken müde. Die Kerze auf dem Tisch flackert und mahnt mich, meine Schreibearbeit zu beenden und mich schlafen zu legen.

Erst drei Tage bin ich hier, und doch erscheint es mir viel länger. Zum erstenmal während der vielen Monate unterwegs fühle ich mich geborgen und nicht mehr ausgestossen. Auch hier spiele ich als Dienstmädchen nur eine untergeordnete Rolle, aber es kommt auf die Behandlung an, und die ist gut. Die Arbeit ist – verglichen mit der Landarbeit – leicht und angenehm. Um sechs Uhr morgens rasselt mein Wecker. Dazwischen kräht der Hahn im Keller, wo er zusammen mit acht Hühnern sicherheits halber untergebracht ist. Sie müssen zuerst in ihren Auslauf auf den Hof gebracht werden. Dann greife ich mir schnell den Holzkorb und suche im Garten nach heruntergefallenen Ästen, denn selbst diese Dinge sind zurzeit noch knapp. Dann bringe ich den Herd in Gang. Ist das Kaffeewasser aufgesetzt, schrubbe ich die Gasträume und fege die Strasse. Wenn ich damit fertig bin, kommt die Familie zum Frühstück, das reichlich ist und in aller Gemütlichkeit eingenommen wird. Als besonders rücksichtsvoll empfinde ich es, dass sich in meiner Gegenwart alle Deutsch unterhalten. Dann folgen die üblichen Küchenarbeiten, bei denen meine Leute erstaunt sind, wie selbstverständlich ich sie verrichte. Frau Urban hatte mich nämlich allenthalben als dümmste Pute der Welt hingestellt. Unangenehm ist allein die Arbeit im Keller, wo ich, da es keine Kohle gibt, den vorhandenen Kohlen gries durchsieben muss. Hier unten haben die Soldaten wie die Schweine gehaust. Gestern kam frisches Holz, das ich im Keller kleinschlagen soll. Kaum hatte ich mit dieser Arbeit begonnen, als ein alter Mann auftauchte, das Beil in die Hand nahm und in seinen Bart brummelte: «Ist für eine Frau zu schwer!» Nach kurzer Zeit war diese Arbeit von ihm getan. Ich bedankte mich herzlich bei ihm und zog mit voller Kiepe nach oben. Heute war der gute Alte wieder da. «Werde es, wenn ich Zeit habe, immer für Sie tun.» Meine Leute waren recht erstaunt, mich nach so kurzer Zeit mit Kleinholz kommen zu sehen. «So schnell können wir das nicht!» Das unverdiente Lob nahm ich stillschweigend entgegen. Ich werde doch nicht meinen guten Heinzelmann verraten.

Nachdem ich viele leere Flaschen gesäubert hatte, zogen wir, d.h. die junge Frau Teresa, ihr zweijähriges Töchterchen und ich, mit einem kleinen Handwagen voller Flaschen nach Schwetz, um in der Mineralwasserfabrik neuen Vorrat einzukaufen. Mutter und Tochter verschwanden im Büro, und ich stand allein auf dem Hof. An allen Fenstern und Türen tauchten Köpfe von Männern und Frauen auf, die mich neugierig anstarrten. Am liebsten wäre ich in den Erdboden versunken, denn auf einmal verspürte ich wieder, in welcher Zwangslage ich mich noch immer befand. Frau Teresa, die Schwester meiner Chefin, ist trotz ihrer beiden Kinder, dem vierjährigen Janus und der zweijährigen Beata, eine fröhliche und noch mädchenhafte Erscheinung. Sie hat auch Grund zum Glücklichsein: sie erwartet bald ihren Mann zurück, der als «Eingedeutschter» zur Wehrmacht gekommen war und im Westen gekämpft hatte, wo er in englische Kriegsgefangenschaft geraten war.

Unsere täglichen Gäste sind russische Soldaten, polnische Milizianten und die Zivilbevölkerung des Ortes. Als wir gegen Abend aus Schwetz nach Hause kamen, konnte ich sehen, wie betrunkene russische Soldaten auch bei Polen hausten: Sie hatten Tomaten an die Wände geworfen, die davon wie mit Blut verschmiert aussahen, und auf dem Fussboden konnte man auf ausgekauerten Speckschwarten schliddern. Überall Fettflecke und Alkoholpfützen. Sie hatten keine gute Visitenkarte abgegeben. Ich hatte Mühe, alles einigermaßen in Ordnung zu bringen. Meine drei Damen schüttelten traurig die Köpfe. Dieser Behandlung gegenüber waren sie sprach- und machtlos.

Lindenau, den 20. August

Durch meine Arbeit bin ich sehr ans Haus gebunden. Ausser den wöchentlichen Einkaufsgängen nach Schwetz komme ich nur selten an die Luft. Darum bin ich immer froh, wenn ich mit der kleinen Beata ein wenig die Dorfstrasse entlangspazieren darf. Sie plappert dann ununterbrochen, und ich bedaure, davon nur

Brocken verstehen zu können. Antworten kann ich ihr schon gar nicht. Ich begnüge mich, ihre kleine Patschhand zu drücken und über ihr feines Blondhaar zu streichen und sie dabei freundlich anzulächeln. Das ist auch eine Art Verständigung.

Nun scheine ich bereits ins Dorf zu gehören. Dabei ist Lindenau, ein typisches Strassendorf, weit grösser als Sadlowo. Hin und wieder werde ich freundlich Deutsch angesprochen, und gutmütig werden mir Ratschläge gegeben, wie ich meine kranken Beine behandeln soll. Aber ich werde auch gefragt, warum sich die Machthaber des Dritten Reiches den Polen gegenüber so unmenschlich benommen hätten. Diesen politischen Fragen möchte ich ausweichen, denn ich weiss darauf kaum etwas zu antworten. Gewiss habe ich gewusst, dass es KZ's gab, polnische Zwangsarbeiter mit dem «P» gekennzeichnet herumliefen. Aber dass viele Menschen einfach vernichtet wurden, das habe ich nicht gewusst. Andererseits ist aus diesen Fragen das Denken der Polen erkennbar. Die biedere Landbevölkerung hier sympathisiert nicht mit dem Kommunismus. Im Gegenteil: sie sprechen laut und offen von ihrer nationalen Exilregierung in London. Die «Engländer» werden bald kommen und sie aus ihrer kommunistischen Knechtschaft befreien! Das ist ihr sehnlichster Wunsch. Ein kräftiger, noch junger Mann, der selbst in einem deutschen KZ gesessen hatte, aber nicht hasserfüllt war, hat mir die politische Lage einmal erklärt: «Sehen Sie, Polen hatte immer zwei starke Nachbarn, und einer von ihnen hielt immer die Hand auf uns. Die Zeit vor dem ersten Weltkrieg war für uns gut. Alles war billig, und jeder konnte nach seiner Fassung leben. Hier lebten Deutsche und Polen unter deutscher Regierung friedlich nebeneinander. Als die Deutschen im zweiten Weltkrieg wieder kamen, ahnten wir nichts Arges. Doch bald verbitterten unmenschliche Methoden der deutschen Verwaltung jeden und weckten Hass in uns. Vieles hat man wie ein Elefant im Porzellanladen zertrampelt. Dabei hätte alles ganz anders verlaufen können, denn mit den Russen können wir auch nicht glücklich werden. Polen hat sich seit jeher westlich orientiert. Deutsche Wissenschaft und Kultur haben wir immer geschätzt und geachtet. Die Mentalität

der Russen ist anders als unsere, eben östlich. Man spürt in ihr asiatische Züge. Können Sie mir beantworten, warum die braunen Herren so und nicht anders gehandelt haben?» Zu allem konnte ich nur den Kopf schütteln. Zum erstenmal hörte ich, dass jetzt die Polen bis an die Oder und die Neisse gekommen waren und dass aus Ostpreussen, Pommern, Schlesien alle Deutschen ausgewiesen werden. Die Polen hätten dafür ihr Gebiet östlich des Bug an die Sowjetunion abtreten müssen. Das ist also der Preis, den wir zahlen müssen. Er ist hoch und hart. Viele Menschen werden heimatlos werden. Schlesien mit dem schönen Riesengebirge, Pommern mit seiner herrlichen Küste Ostpreussen mit seinen Wäldern und Seen für uns Deutsche verloren! So sieht es also aus, wenn man besiegt und machtlos geworden ist! Aber warum hatten wir Deutsche den polnischen Staat zerschlagen? In meiner Gegenwart vermeidet die Familie taktvoll dieses Thema, um mir nicht weh zu tun, und ich bin ihnen dafür dankbar.

In der kurzen Zeit habe ich mein Haar schon mehrmals gewaschen, mit Benzin, Brennspiritus und Petroleum behandelt. Jedoch glaube ich noch nicht an einen vollen Erfolg. Läuse sind zäh. Als Folge dieser radikalen Behandlung geht mein Haar aus. Leider hält mein Brechdurchfall an. Gerade das gute Essen scheint meinem Magen nicht gut zu tun. Gestern biwakierten in unserem grossen, parkartigen Garten hinter dem Haus polnische Milizianten. Die kleine Beata wollte gern das Lagerfeuer sehen, und ich musste sie begleiten, obwohl ich mich lieber im Hintergrund gehalten hätte. Als mich einige Milizianten sahen, lachten sie mich aus. Sie hatten mich sofort als «Niemca» erkannt und riefen sich untereinander auf Deutsch zu: «Seht, das ist ein Mädchen mit Unterhosen!» Damit meinten sie meine mit Lappen bewickelten Beine. Was blieb mir übrig, als mitzulachen?

Lindenau, den 26. August

Hier sind die Sonntage friedlich, beinahe wie zu Haus. Alles wird schon am Sonnabend vorbereitet, so dass sonntags nur das Nötigste verrichtet werden muss. Der grosse Braten verbreitet einen feiertäglich-appetitlichen Duft durch das ganze Haus, von dem ich schon fast satt werde. Wie selbstverständlich habe ich das Backen übernommen. Zu Haus war das immer meine Lieblingsbeschäftigung. Mit dem Käsekuchen habe ich mir heute besondere Mühe gegeben, denn wir erwarten Gäste aus Schwetz. Zur Kaffezeit treffen drei Damen ein, die mich ohne Weiteres in die herzlich-temperamentvolle Begrüssung miteinbeziehen. An der Kaffeetafel, an der fast nur Deutsch gesprochen wurde, muss ich von mir erzählen. Mich so in den Mittelpunkt gerückt zu sehen, war mir peinlich. Besonders die jüngste der drei Damen fragte mich ohne Ende und wollte alles genau wissen. Im Kriege hatte sie in Bayern als Serviererin gearbeitet und uns Deutsche von einer anderen, guten Seite kennengelernt. Auf einmal bat sie meine Familie inständig, mir die Freiheit zu geben, mich einfach nach Hause laufen zu lassen. «Seht, sie ist doch krank, und keiner weiss, wie es im Winter wird.» Einen Augenblick herrschte betretenes Schweigen, dann aber schüttelten sie die Köpfe. Gern würden sie das um meinetwillen tun, aber auch sie hätten ihre Vorschriften und Bestimmungen zu befolgen. Es wäre schon viel, dass sie aus dem Lager eine Hilfe bekommen hätten. Dafür müssten sie ihrerseits sorgen, dass ich hierbliebe. Andernfalls wäre ihnen eine vom Lager veranlasste Bestrafung sicher. Beim Verabschieden hatte die Polin, die mit so beredten Worten um meine Freilassung gebeten hatte, Tränen in den Augen. «Am nächsten Sonntag komme ich wieder. Halten Sie sich weiter tapfer!»

Ja, am kommenden Wochenende wird es bei uns hoch hergehen. Im Krieg und in der Nachkriegszeit hatte die Jugend kein fröhliches Fest feiern können. Eines Tages war deswegen die polnische Miliz mit den russischen Soldaten übereingekommen, die Bevölkerung, besonders die weibliche Jugend des Dorfes, zu einer Tanzveranstaltung einzuladen. Seit Tagen gibt es

in der Küche und am Familientisch nur dieses Gesprächsthema, denn der Tanzabend soll bei uns im grossen Saal stattfinden. Die Woche wird also arbeitsreich werden. Obwohl ich eine Aussenstehende bin und nur für die Arbeit zuständig, bin ich doch neugierig, wie das Fest werden mag. Hoffentlich ohne Streit und Schlägerei. Denn selbst ohne Alkohol sind alle sehr temperamentvoll.

Lindenau, den 6. September

Das grosse Fest voller Lebenslust und Übermut ist vorüber. Viele Vorbereitungen wurden getroffen, Essvorräte in Mengen herbeigeschleppt, Kuchen gebacken. Einige Sorge bereitete die Alkoholfrage, weil es zurzeit nur den puren Wodka gibt, was man nicht abwechslungsreich genug fand. Ich schlug vor, Eierlikör zu machen. Zu Haus hatte ich diesen Likör aus reinem Alkohol, Eiern, Milch und Zucker oft bereitet. Als ich das Rezept ausprobierte und eine Probeflasche vorführte, waren alle davon angetan. Ich weiss selbst nicht mehr, wieviel Likör ich dann schliesslich produziert habe. Während des Festes habe ich noch einmal mixen müssen. Unmengen belegter Brote habe ich an diesem Abend bestrichen. Der Appetit schien riesengross zu sein. Aber auch ich konnte nach Herzenslust essen. Als das Fest auf seinem Höhepunkt war, sollte ich mir den Trubel wenigstens einmal ansehen. Widerstrebend liess ich mich von Frau Teresa zum Saal ziehen. Innerlich war ich darüber traurig. Diese lustige, fremde Jugend passte gar nicht zu meiner eigenen Lage und Stimmung! Als ich deswegen bald aus dem Saal zurückkam, hatte mich auf einmal der grosse, stille Miliziant, den ich täglich vom Fenster der Gasträume aus sehen kann, entdeckt. Er grüsste mich immer freundlich und schien mir über meinen Gegengruss erfreut zu sein. Jetzt war er mir bis in die Küche gefolgt, was den Gästen sonst verboten war. Er hielt mich am Arm fest und freute sich offensichtlich, in diesem Augenblick mit mir allein zu sein. «Bitte, bitte, tanzen Sie einmal mit mir!» bat er mich.

Als er mein Zögern sah, klang leichter Zorn mit, als er hinzufügte: «Oder sind die Deutschen immer noch so stolz?» Er war mir nicht unsympathisch, aber mir war so gar nicht nach Tanzen zumute. Doch ich wollte seinen Zorn nicht noch mehr herausfordern und willigte ein. Bis in unsere Küche klang die Tanzmusik, zu der wir uns nun drehten. Wirklich, ich konnte noch tanzen trotz meiner kranken Beine! Als die Musik verklungen war, flüsterte er mir mit leiser, rauher Stimme zu: «Sie dürfen nicht mehr lange hierbleiben. Wer weiss, was kommt! Und dafür sind Sie zu schade.» Ehe ich alles recht begriffen hatte, stand ich allein, und die anderen kamen erhitzt aus dem Saal zurück in die Küche. Jetzt bin ich hundemüde, und die Augen wollen mir zufallen. Von Sonntagfrüh an bin ich auf den Beinen. Am Montagabend wird es Zeit, endlich etwas zu schlafen. Alle haben sich über mich gefreut und mich gelobt.

Lindenau, den 8. September

In meiner abgeschabten Geldbörse klimpert etwas Geld: Trinkgeld, Zlotych, die mir am Sonntag verstohlen in meine Küchenschürze gesteckt wurden. Ich kenne den Wert des Geldbetrages in dieser fremden Währung nicht. Viel wird es gewiss nicht sein, doch könnte ich mir etwas Salbe kaufen. Meine Krätze setzt mir wieder böse zu und lässt mich nachts nicht schlafen. Auch gegen meinen Brechdurchfall hätte ich ein Mittel nötig. Gestern bat ich meine Chefin darum, in Schwetz Medikamente zu kaufen. Sie war einverstanden und riet mir, mich zugleich wieder von der Lagerärztin untersuchen zu lassen. In guter Stimmung marschierte ich heute Morgen los. Meine neuen Holzsandalen mit Lederriemchen klapperten im Takt. Sie sind ein Geschenk von Frau Teresa. Als sie sie mir gab, sagte sie: «Eigentlich ist es nicht gut, Schuhe zu schenken. Mit geschenkten Schuhen läuft man davon! So heisst es doch im Sprichwort.» – «Von hier aus gehe ich nur nach Haus!» antwortete ich ihr darauf lachend. Ich war richtig glücklich, nach all den Wochen die lang-

entbehrte Luft einzuatmen, den Wind zu spüren und mein Gesicht der Sonne entgegenzuhalten. Meiner Meinung nach war ich viel zu schnell am Ziel und sah vor mir die Lagerbaracken liegen. Gerade als ich durch das Lagertor gehen wollte, rief mich jemand auf Deutsch an. Zwei alte Männer, jeder ein Gewehr neben sich, sassen am Strassenrand. Zögernd ging ich auf die beiden zu. Der eine von ihnen, ein hagerer Mann mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen und tiefen Falten und einem gewaltigen weissen Schnauzbart mit aufgewirbelten Spitzen machte eine einladende Bewegung, dass ich mich zu ihnen setzen sollte. «Sie wollen ins Lager?», fragte mich der Bärtige und sah mich mit guten, warmen Augen an. «Ja, ich will zur Ärztin», antwortete ich. «Gehen Sie auf keinen Fall hinein. Sie kommen da nicht mehr heraus. Seit zehn Tagen herrscht strengste Quarantäne. Sie sterben wie die Fliegen an Typhus!» Die beiden Alten waren als Lagerwächter tätig und warteten jetzt auf ihre Ablösung durch die Miliz. Ich musste ihnen von mir erzählen und fand in ihnen aufmerksame Zuhörer. «Sie werden mich nach Hause begleiten, und zusammen mit meiner Tochter werden wir schon einen Ausweg finden.» Nach einer guten halben Stunde stapfte ich schweigend neben dem Alten her. Er führte mich durch unbekannte Strassen und winklige Gässchen. Endlich betraten wir ein altes, graues Haus, und gleich zu ebener Erde befand sich seine Wohnung. Er schob mich in eine dunkle, aber sehr saubere Küche. Der Tisch war zum Frühstück gedeckt. Auf dem Herd summte ein Kessel mit Wasser. Für einen Augenblick liess er mich allein. Dann öffnete sich die Tür, und eine nicht mehr ganz junge, kleine und zierliche Frau folgte dem Alten. Ihr blauschwarzes Haar, das sich ihr wie ein Helm um den Kopf legte, liess ihr blasses Gesicht leidend erscheinen. Eine schlanke Hand drückte die meine und deutete auf den Stuhl neben ihr. Ein drittes Gedeck wurde auf den Tisch gestellt, Tee bereitet und Brot geschnitten. Dazu gab es Butter und den selbstgemachten Kochkäse. Nach dem Essen schien der Bann von selbst gebrochen. Ich erfuhr, dass die junge Frau Katja, die Tochter des Bärtigen, mit einem Deutschen in Hamburg verheiratet gewesen war. Ihr Mann war gefallen, und

ihre Wohnung war ausgebombt worden. Die Ehe war kinderlos geblieben. So hatte die junge Frau nichts mehr in ihrer neuen Heimat gehalten. Mit russischen Lastwagen war sie durch Norddeutschland nach Hause zu ihrem Vater zurückgekehrt. Sie hatte ihre Heimat anders in Erinnerung gehabt, als sie sie vorgefunden hatte. Zweifel waren ihr gekommen. Vielleicht wäre es für sie in Hamburg doch besser gewesen, zumal die Nachbarn es ihr offensichtlich nicht verziehen hatten, dass sie durch ihre Heirat Deutsche geworden war. So mied sie alle Menschen und ihre Umgebung und hielt sich in der Wohnung fast verborgen. «Sie müssen nach Hause! Wenn es lange dauert, wird auch der Gesündeste schwach und krank und ist für die Zukunft verloren. Ach, könnte ich Ihnen nur raten und helfen! Aber wie, wie? Es ist alles so verrückt geworden», teilnahmsvoll sprudelte sie es heraus. Als ich ihr erzählte, wie gut ich Hamburg kannte, weil mein Mann aus Itzehoe stammte, wollte das Erzählen kein Ende nehmen. «Vater, du musst mit ihr in die Apotheke gehen. Der Apotheker wird ihr alles geben, damit sie Linderung findet. Denken Sie nur, der Apotheker war als kriegsgefangener Offizier in Itzehoe! Die Apotheke war inzwischen in deutschem Besitz, und erst seit kurzem ist er wieder in seinem Eigentum.» Ein Blick auf die Küchenuhr mahnte mich zum Aufbruch. Wir verabschiedeten uns herzlich voneinander und wünschten uns alles Gute. Wieder war der auf der Strasse schweigsame alte Mann neben mir. Bald darauf betraten wir eine grosse, alt-ehrwürdige Apotheke. Viele Menschen liessen sich von einem grossen, kräftigen Herrn im weissen Kittel bedienen. Hinter Brillengläsern blickten kluge Augen. Mein guter Alter ging gleich auf ihn zu, und nach kurzem Wortwechsel durften wir beide in den Raum neben den Laden treten und auf ihn warten. Als er endlich Zeit für uns hatte, hörte er aufmerksam dem Alten zu. Plötzlich wandte er sich mir zu: «Also Sie kennen Itzehoe? Ist die Heimat Ihres Mannes? Nun ja, ich habe nicht gerade meine beste Zeit dort verlebt. Ist ein sauberes Städtchen, vor allem vom Krieg verschont geblieben.» Dann musste ich ihm meine Beschwerden sagen. Für die Krätze gab er mir Salbe, für den Brechdurchfall

Tabletten. Als ich mein Geld hervorkramte, winkte er ab, drückte mir kurz die Hand und ging an seine Arbeit zurück. Wir beide standen wieder auf der Strasse, und ich war dankbar. Der alte Mann begleitete mich noch bis auf die Strasse nach Lindenau: «Kommen Sie wieder. Vielleicht können wir Ihnen noch mehr helfen. Sie wissen, was ich meine!?» Ich bedankte mich bei ihm, aber was sind schon Dankesworte?

Lindenau, den 10. September

An jedem Wochenende und an Waschtagen kommt eine polnische Aufwartefrau in die Gastwirtschaft, um mir die grobe und schwere Arbeit abzunehmen. Diese Polin in mittleren Jahren ist fanatisch von ihrem Polentum durchdrungen und hasst von vornherein und ohne Unterschied alles Fremde. Besonders alles Deutsche, aber auch Russische ist ihr zuwider. Sie scheint noch immer von einem grossen, mächtigen und unabhängigen polnischen Reich zu träumen. Besonders das Unrecht, das die Deutschen ihrem Volk zugefügt haben, will und kann sie nicht vergessen. Sie ist feindselig zu mir. Es geht ihr nicht in den Kopf, dass sie als Polin dem Wunsch der Wirtin, der sie sich fügen muss, folgen und alle Schwerarbeit machen muss, während ich als Deutsche die leichtere Arbeit zu machen habe. Von Steffi, so heisst sie, erfuhr ich heute eine überraschende Neuigkeit. Wie eine Rachegöttin mit zurückgeworfenem Kopf stand sie vor mir und blickte mich mit ihren stechend schwarzen Augen an: «Nun ist das schöne Leben bald vorbei! Im Oktober müssen alle Deutschen wieder zurück ins Lager! Dann ist die Landarbeit beendet, und unnötige Fresser brauchen wir nicht! Im Lager kann man auch viel besser auf euch aufpassen. Schöne Aussichten für den Winter, nicht wahr, meine Liebe?» Zuerst glaubte ich, sie nicht richtig verstanden zu haben. Aber dann glaubte ich, was sie sagte. Hatten meine guten Menschen hier nicht in letzter Zeit oft die Köpfe zusammengesteckt und dann ganz schnell miteinander Polnisch gesprochen? Hatten dabei nicht ihre Blicke mit-

leidig auf mir geruht? Das war es also! Ich wusste nichts zu antworten, als ich das so ins Gesicht geschleudert bekam. Die Kehle schnürte sich mir zu, und die Angst packte mich. Ich sah wieder das eintönige Lagerleben vor mir, ein Tag wie der andere gleich schlecht. Bloss daran zu denken, schmerzte mich schon. Vielleicht war alles nur ein Gerücht? Vor lauter Aufregung bilde ich mir alles Mögliche und Unmögliche ein. Ich muss ruhig bleiben und darf mir vor allen Dingen nichts anmerken lassen. Noch einmal ein Leben im Lager würde ich in meinem jetzigen Gesundheitszustand wohl nicht überstehen. Hoffentlich kommen wir nicht mehr ins Lager.

Lindenau, den 14. September

Unruhig, gehetzt, nicht mehr mit den Gedanken bei der Sache, so sind die letzten Tage bei mir vergangen. Schlaflos wälze ich mich im Bett. Wenn ich dann endlich in leichten Schlaf gefallen bin, werde ich von Träumen gequält. Alles Unangenehme und Widerwärtige erlebe ich noch einmal. Schliesslich wache ich schweissgebadet auf, und nur langsam kehrt mir die Erinnerung an die Gegenwart zurück. Erst wenn ich vollends begriffen habe, wo ich bin, kein Russe, keine Verhöre mich hier in meinem Dachkämmerchen stören, dann ziehe ich aufatmend meine Decke über den Kopf und sage laut vor mich hin: «Alles Hirngespinnste! Man kann nicht immer wieder das gleiche erleben. Es wird kein Lagerleben mehr geben, und einmal werden wir wieder frei sein!» So, von mir selbst getröstet, falle ich gegen Morgen in tiefen Schlaf. Ergebnis: Gestern hatte ich zum erstenmal verschlafen.

Wenn ich es recht bedenke, so habe ich auf meinem Weg ins Ungewisse immer ein bisschen Glück gehabt. So bin ich nicht nach Russland gekommen, und immer wieder sind mir Menschen begegnet, die gut zu mir waren und Mitleid mit mir hatten.

Anfänglich ist mir die blasse, etwas gebeugte und weisshaarige Frau mit dem Knoten im Nacken nicht sonderlich aufgefallen

Wohl grüssten wir uns, und später sprachen wir miteinander über Belangloses, das Wetter usw. Natürlich alles auf Deutsch, was hier nicht viel besagt, weil die Bevölkerung überwiegend zweisprachig aufgewachsen ist. Heute früh, als ich die Hühner in ihr Gehege trieb, schien diese Frau direkt auf mich gewartet zu haben. «Ich möchte Sie gerne sprechen. Kommen Sie doch heute Abend, wenn Sie allein im Haus sind, hier in den Garten!» Nach diesen Worten legte sie, mir Schweigen gebietend, einen Finger auf den Mund und huschte ins Nachbarhaus zurück. Was wollte sie nur von mir? Ihre Geheimnistuerei musste etwas zu bedeuten haben! Als ich in der Frühstückspause mit meinen Leuten einträchtig zusammensass, lenkte ich das Gespräch auf diese Nachbarsfrau. Aufgeschlossen, wie sie nun einmal sind, bekam ich von ihnen die ganze Lebensgeschichte dieser Frau zu hören. Frau Lange, so hiess die Frau, war eine Volksdeutsche. Das Nachbarhaus mit der grossen Schlachtereie gehörte ihr und ihrer Familie seit eh und je. Die Russen verschleppten nach ihrem Einzug ihren Mann. Sie und ihre zwölfjährige Tochter wurden vorübergehend in ein Lager gesteckt, aus dem sie wegen ihrer unbescholtenen Vergangenheit bald wieder entlassen wurden. Inzwischen hatte ein Pole ihr Haus und ihr Geschäft in Besitz genommen. Als Wirtschaftlerin nahm er sie jedoch mit ihrem Kind in ihrem früheren Eigentum auf. Das Kind besuchte die polnische Schule und war schon nicht mehr von einer Polin zu unterscheiden. Der Mann und Vater hatte sich bisher nicht gemeldet. Nun wusste ich, mit wem ich heute Abend zusammen treffen würde. Mir schien Vorsicht geboten. Auch scheinbar nette Menschen könnten Fallen stellen, in die man arglos hineinstolpert. In meiner Ungeduld schien mir der Tag sehr langsam zu vergehen. Als ich abends in den Garten trat, löste sich von der Hauswand eine Gestalt und zog mich tiefer in den Schatten der grossen Bäume. Alles, was ich von ihrer Lebensgeschichte schon wusste, bekam ich von Frau Lange noch einmal zu hören. Dann kam sie auf den Kern der Sache zu sprechen: «Seit einiger Zeit dürfen Deutsche und auch Volksdeutsche, die immer hier in diesem Gebiet gewohnt haben, die nicht im Lager sind oder

einem solchen unterstehen und die von den Polen ein gutes Führungszeugnis bekommen, nach Deutschland heimkehren. Das will ich jetzt mit meiner Tochter, die als Deutsche erzogen werden soll, tun. Ich selbst kann auch nicht mehr lange die schwere Arbeit im Haus und Geschäft schaffen. Ich kenne Ihr Schicksal und möchte Sie gern mitnehmen!» Ihr letzter Satz verschlug mir die Sprache! Wenn das wahr wäre!? Aber schon kamen mir Bedenken: Wer sagt für mich gut, besorgt mir die Papiere? Auch daran hatte diese umsichtige Frau schon gedacht. In unserem anderen Nachbarhaus wohnte ihr früherer polnischer Schlachtergeselle. Immer hatte er treu und anhänglich zur Familie gestanden, so wie diese ihn vor den Deutschen geschützt hatte. Ich kannte ihn sogar, denn er war bei uns täglicher Gast: Janus, so hiess er, trank sich allabendlich voll und hielt dann gern grosse Reden. «Auf ihn ist Verlass! Niemand wird etwas erfahren, wenn Sie nur schweigen», versicherte mir Frau Lange. Das versprach ich ihr selbstverständlich gern. Morgen früh soll ich ihr meine auf einen Zettel geschriebenen Personalien geben, dann würde Janus alles Weitere für mich besorgen. Auch das nötige Geld in Zlotych für das Vorhaben, selbst für mich, hatte Frau Lange gespart. «Wenn alles klappt, können wir noch in diesem Monat reisen!» Das müsste ich auch, bestätigte mir Frau Lange, weil alle Deutschen, die zur Aussenarbeit abgestellt sind, im Oktober wieder zurück ins Lager müssten. Dann wäre jede Möglichkeit vorbei! Wir sprachen noch lange miteinander und spürten die kühle Nacht nicht.

Lindenau, den 16. September

Gestern habe ich pünktlich meine Daten Frau Lange übergeben. Nun müssen wir warten, wie es weitergehen wird. Meine Hoffnung auf Erfolg ist gross. Die Angst vor neuem Lagerleben ist von mir gewichen. Andererseits wird meine Freude wieder gedämpft, solange noch nicht alles zu Ende geführt ist. Viele Gefahren lauern noch auf mich, und auf missglückte Flucht würde

sicher strenge Haft folgen. Aber ich muss es wagen! Bei dieser wahrhaft einmaligen Gelegenheit darf ich nicht zögern. Nach Hause! Ein herrliches, mich beflügelndes Wort. Aber habe ich denn noch ein Zuhause?! In Berlin haben die Bomben von unserem Heim keinen Stein auf dem anderen gelassen! Und in Pommern? Die Polen schicken sich an, diese deutsche Provinz in Besitz zu nehmen, und die Deutschen werden gehen müssen, früher oder später. Nie habe ich so oft und lange an meine Lieben gedacht wie jetzt. Leben sie noch in Pommern, oder hat man sie schon irgendwohin abgeschoben? Ausser meinen Schwiegereltern in Itzehoe habe ich keine Verwandten in den Westzonen. Wird mir der Sprung bis dorthin gelingen? Fragen, Fragen schwirren mir durch den Kopf, und auf alle finde ich keine Antwort. Das bedrückt mich auch.

Frau Lange und ich haben verabredet, uns bis zum Aufbruch nicht mehr als bisher zu beachten, damit niemand Verdacht schöpft. Ihre eigene Ausreise ist nicht geheim.

Ich bin wohl keine gute Schauspielerin. Meine Familie hat offenbar mein verändertes Wesen bemerkt. So fragte mich die Mutter der jungen Wirtin, eine gütige, besorgte Frau: «Sie sehen so blass aus. Ist Ihnen nicht wohl?» Obwohl ich eilig versicherte, dass ich mich wie immer ganz munter fühlte, schien sie mir nicht zu glauben. Ganz überraschend versprach man mir einen freien Sonntagnachmittag, weil ich in letzter Zeit zu viel zu arbeiten gehabt hätte. Noch erstaunter war ich, dass man mir einen Spaziergang bis nach Sadlowo erlaubte. Gleich nach dem Mittagessen machte ich mich auf den Weg. Es war warm, fast schwül.

Ich ging zu Lore, die mich herzlich begrüßte und sich sehr freute, mich wiederzusehen. Wir hatten uns so viel zu erzählen: in Sadlowo waren jetzt nur noch fünf deutsche Mädchen. Zwei Wochen nach mir war noch eine als Mädchen in die Meierei nach Lindenau geschickt worden. Der Deutsche bei der Familie Urban, der so vielversprechend mein Nachfolger geworden war, hatte nach zehn Tagen sein Bündel geschnürt und war sang- und klanglos aus dem Dorf verschwunden. Das berichtete mir lachend Lores Bauer und meinte, es wäre Urbans recht geschehen. Nun

könnten sie sehen, wie sie ohne Hilfe auskämen. Später ging ich mit Lore zu den anderen Mädchen, die mich alle freudig begrüßten. So bald wie möglich sollte ich sie wieder besuchen. Ich kam mir schlecht vor, dass ich nichts von dem im Herbst bevorstehenden Lagerleben sagte. Noch mehr quälte es mich, dass ich mich von keinem dieser Mädchen, die mich so oft vertrauensvoll um Rat gefragt hatten, verabschieden konnte. Ich kam mir egoistisch und abtrünnig vor. Alle möchte ich sie mitnehmen, aber ich selbst bin auf die Hilfe anderer angewiesen. Ich darf meine Helfer nicht enttäuschen – so schwer es mir auch wird: ich muss schweigen. Viele Male habe ich mich auf meinem Heimweg noch umgeschaut und zurückgewinkt, bis ich nur noch die wenigen Häuser des Dorfes, die alte wacklige Brücke über dem Fluss und die Felder dunkel am Horizont liegen sah. Neben mir hörte ich das Summen der Leitungsdrähte.

Lindenau, den 20. September

Tage und Nächte voll Hoffen und Bangen, voll zaghafter Freude und voll Traurigsein wechselten miteinander ab. Die Zeit des Wartens dehnte sich unendlich.

Heute Morgen begegnete mir Frau Lange und flüsterte mir zu: «Morgen ist es soweit! Kommen Sie heute Abend in den Garten.» Ich weiss nicht mehr, wie ich diesen langen Tag überstanden habe, ohne mich zu verraten und ohne mich, wenn auch nur für Augenblicke, gehen zu lassen. Ich befand mich wie im Traumzustand und machte meine gewohnte Arbeit mechanisch. Ich vermied es, den anderen in die Augen zu sehen. Ich schalt mich schlecht, schäbig und undankbar. Aber blieb mir etwas anderes übrig? Sie könnten sich keinem Befehl zur Rückkehr ins Lager widersetzen. Das war mir Trost für mein Verhalten. Mit geschenkten Schuhen pflegt man davonzulaufen! Wie recht hatte doch Frau Teresa behalten! Der Tag verlief wie jeder andere. Als meine Familie abends das Haus verlassen hatte, schlich ich mich, wie verabredet, in den Garten. Frau Lange schwenkte froh meine

Ausreisebescheinigung in der Hand. Janus, der Allerweltskerl mit den vielen Verbindungen, hatte es geschafft. Frau Lange gab mir eine Einkaufstasche aus Leinen, damit ich meine paar Habseligkeiten einpacken konnte. Um 5 Uhr früh wollen wir uns treffen, denn so gegen 6 Uhr geht der Zug. Frau Lange hatte noch einiges zu erledigen und wenig Zeit für mich. In der Dunkelheit schlich ich mich in das andere Nachbarhaus zu Janus, der mich noch sprechen wollte. Seine Frau war seit Wochen verreist, was ich für gut hielt, weil so niemand ausser uns Beteiligten von seiner Hilfe wusste. Zwischen herrlicher Unordnung lag Janus unbekümmert im Bett und las ein Buch, als ich bei ihm schüchtern eintrat. Ein fröhlich lachendes Jungensgesicht über einem breiten, rotgestreiften Schlafanzug sah mich an. «Setzen Sie sich und sehen Sie sich nicht um!» Folgsam kam ich seiner Aufforderung nach. Doch dann wurde er ernst, so ernst, wie ich diesen Mann noch nie gesehen hatte. «Verständlich, dass Sie froh sind, endlich nach Haus zu kommen. Glauben Sie mir, ich werde Ihre Chefin bei gutem Wodka schon zu trösten wissen. In Ihrer Heimat sieht es trostlos aus. Bin schon etliche Male nach dem Krieg dort gewesen. Sie dürfen niemals nach Stolp zurückgehen. Dort könnte Ihnen das gleiche noch einmal passieren. Zumindest Berlin sollte Ihr Ziel sein, und von dort weiter über die Elbe nach Westdeutschland! Erst dann werden Sie keinen Russen mehr sehen. Haben Sie Vertrauen. Nur das ehemalige Korridorgebiet ist gefährlich für Sie. Nachher tauchen Sie unter, weil überall noch mehr Deutsche sind. Ausserdem ist ein Dokument wichtig, und das haben Sie von mir bekommen.» Mit zitternden Händen entfaltete ich noch einmal das Papier. Meinen Namen, Geburtsdatum, Swiece (Schwetz) – Berlin konnte ich lesen. Der übrige Text war mir unverständlich. Immer wieder bedanke ich mich bei ihm. Mit einem festen Händedruck und mit kräftigem Toi, Toi, Toi verabschieden wir uns. In meinem Zimmer waren meine wenigen Sachen schnell in der Tasche verstaut. Die übrigen Sachen legte ich ordentlich auf den einzigen Stuhl. Zuletzt nahm ich die Schnur mit meiner blechernen Erkennungsmarke Nr. 978, die ich während meiner Lagerzeit bis heute getragen habe, ab

und lege sie auf den Tisch: die erste Fessel ist gefallen. Wenn ich diese Lagermarke, die mir trotz ihres leichten Gewichts wie Blei am Hals gehangen hatte, mitnehmen würde, könnte sie mir bei einer Kontrolle zum Verhängnis werden. Unruhig trieb es mich noch einmal durch das menschenleere Haus. In der Küche schrieb ich am Tisch ein paar Abschieds- und Dankesworte an die Menschen, die mich so gut behandelt hatten. Dann lege ich mich angezogen auf mein Bett und warte mit offenen Augen auf die Stunde des Aufbruchs. Schlafen oder gar verschlafen werde ich bestimmt nicht.

Berlin-Friedrichsfelde, den 22. September

Als ich gestern ins Freie trat, war es noch dunkel. Pünktlich war Frau Lange mit ihrer Tochter zur Stelle. Schweigend gingen wir zum Bahnhof. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Als wir dort waren, begann es zu dämmern. Nebel stiegen auf. Die kühle Morgenluft tat gut und machte den Kopf frisch und klar. Frau Lange erhielt ohne Weiteres unsere Fahrkarten. Doch erst als wir in den Zug kletterten, löste sich meine Beklemmung etwas. In Terespol mussten wir umsteigen. Wie oft hatte ich, wenn ich in Sadlowo mit meinen Kühen auf der Weide war, sehnsüchtig auf diesen Bahnhof geblickt. Nun stand ich hier, bereit zum Aufbruch in ein neues Leben. Da, das waren doch die Bäckerleute aus Lindenau. In diesem Augenblick hätte ich mich unsichtbar machen mögen: «Dzien dobry», riefen mir beide freundlich zu. Beklommen erwiderte ich ihren Gruss. Sie kannten mich gut und brauchten nur einen Bahnbeamten zu verständigen, und alles wäre für mich aus gewesen. Aber nichts geschah. Erst in Bromberg schien eine neue Gefahr für mich heraufzuziehen. Frau Lange sass mit ihrer Tochter abseits von mir. Wir wollten im Zug einander fremd sein. Für den Fall einer Verhaftung wäre das besser. In Bromberg hatte der Zug sehr langen Aufenthalt. Ich sass wie auf Kohlen. Da kam ein vier-schrötiger russischer Sergeant in unser Abteil und setzte sich

geräuschvoll auf einen Fensterplatz. Dann liess er seine Blicke umherschweifen und sah jeden Mitreisenden prüfend an. Plötzlich zu mir: «Du Germanski, sofort aufstehen, nicht sitzen!» Automatisch, wie aufgezogen, zog ich mich hoch und sah im Geist schon das Ende kommen. Ich strebte ängstlich der Abteiltür zu, um auf dem Zuggang zu verschwinden. Jemand schob mir einen schweren Koffer zu und drückt mich darauf: «Hier sitzen bitte!» Ein grollender Blick traf die Polin, die sich mir helfend zugewandt hatte, und mich. Ein Herr von der anderen Sitzbank nickte mir aufmunternd zu, und so wagte ich es, auf dem Koffer sitzen zu bleiben. Beide fragten mich etwas auf polnisch. Ich konnte darauf nur mit dem Kopf schütteln. Der Sowjetsergeant war erbost, dass man es gewagt hatte, ihm, dem Sieger, zu widersprechen. Resigniert zog er ein Buch hervor und sah sich darinliegende Postkarten an, auf denen ich u.a. das Brandenburger Tor erkannte. Mein Platz im Abteil blieb noch über mehrere Bahnstationen hinweg leer. In der Nähe eines Bahnhofs sah ich ein grosses Lager, in denen Deutsche arbeiten mussten. Das Wort «Niemec» schwirrte durch die Luft. Endlich waren wir in Schneidemühl und hatten dort wieder Aufenthalt.

Auf dem Bahnsteig holte Frau Lange unauffällig ihre Geldbörse hervor. Sie hatte noch genug Zlotych, um uns eine kleine Mahlzeit zu spendieren. An der Tür des Wartesaals entzifferten wir ein grosses Schild in russischer und polnischer Sprache: «Nur für Polen und Russen». Für einen Augenblick zögerten wir, doch dann betraten wir entschlossen den Raum. Meine Sprachkenntnisse zählten nicht. Frau Lange sprach auch nur recht holprig Polnisch. Aber ihre Kleine war darin von keinem Polenmädchen zu unterscheiden. Qualm schlug uns entgegen, und es roch stark nach Alkohol. Trotzdem hielten sich nur wenige Menschen im Warteraum auf. An der einen Seite war ein grosses Büffet aufgebaut, hinter dem einige Polinnen gelassen ihre Arbeit versahen. In Glasschränken waren leckere belegte Brote und Brötchen, Fleischklopse und Würstchen zu sehen. Nachdem Frau Lange die Preise studiert hatte, holte uns ihre Tochter einen appetitlichen Imbiss zusammen. Dazu tranken wir eine Würfelbrühe. Der Zei-

ger der grossen Uhr rückte viel zu langsam vor. Der Anschlusszug fuhr noch nicht. So blieben wir im Warteraum sitzen und schwiegen, um nicht aufzufallen. Ich hatte Musse, mich etwas umzublicken. Der Lärm an der langen Tafel, an der russische Offiziere sassen, war nicht zu überhören. Offensichtlich hatten alle schon reichlich Alkohol genossen. Trotzdem ging das Gelage munter weiter. Plötzlich kippte einer von ihnen vom Stuhl und blieb unbeweglich auf dem Fussboden liegen. An den anderen Tischen sassen Polen, die ihr ganzes Gepäck um sich herum aufgebaut hatten, alte Pappkoffer und Reisekörbe. Die Männer in Eisenbahner- oder Milizuniform. Kleine Kinder zappelten auf den Armen ihrer Mütter oder auf Stühlen. Die Frauen, ärmlich gekleidet, die Kopftücher nach polnischer Art gebunden, sassen scheu und ängstlich um sich blickend da und schienen sich in dieser Umgebung nicht wohl zu fühlen. Ja, das mussten wohl erste Umsiedler aus dem Osten Polens sein, die nun auf dem Weg in ihre neue Heimat waren. Begeistert kamen mir diese Menschen, die ihre Heimat hatten verlassen müssen, nicht vor. Die Staatsführung hatte bestimmt, und die Bürger hatten zu folgen. Das gleicht sich überall.

Endlich fuhr der Zug ab. Wir rollten an deutschen Streckenarbeitern vorüber, meistens Frauen, die, grau und trostlos anzusehen, gleichmütig arbeiteten. Auf jeder Station hielt der Zug. Waren bis jetzt die Fahrgäste nur Polen, so stiegen nun viele Deutsche in die Abteile, mit Rucksäcken, Koffern und Schachteln. Lautes deutsches Sprechen war zu hören, Frauen riefen nach ihren Kindern, die wiederum zu weinen anfangen in diesem Gedränge und Geschiebe. In der Abenddämmerung hielt der Zug in Küstrin. Alle mussten aussteigen, und im Augenblick war der Bahnsteig schwarz von Menschen. Heute sollte es bestimmt nicht mehr weitergehen, vielleicht morgen oder übermorgen. Ergeben liessen sich alle auf dem zugigen Bahnsteig nieder. Unser Zug war leer aus dem Bahnhof gefahren. Eifrig und aufmerksam liefen viele Milizianten hin und her. Schnell kam die Dunkelheit. Hellwach sassen wir auf dem düsteren Bahnsteig und warteten auf den Morgen. Plötzlich hier und da, dann überall laute, schrille

Schreie, dazwischen lautes Fluchen, dumpfes Klatschen: «Lasst uns in Ruhe. Nehmt uns nicht das Allerletzte!» Wir alle wogten in einem zähen Kampf mit. Endlich war der Spuk vorüber. Still vor sich hinweinende Frauen hatten im Handgemenge verloren.

Noch nie war ich über einen heranbrechenden Tag so glücklich. Nur sah im Tageslicht alles noch entsetzlicher und trostloser aus als im milden Dämmerlicht. Die Stadt Küstrin war ein einziger Trümmerhaufen. Dieses Bild bot sich mir jedenfalls vom Bahnhof aus. Frau Lange und ich hatten in der Nacht nichts eingeblüht. Lohnendere Opfer hatte man sich vorher ausgesucht.

Ein russischer Militärzug rollte ein, aber niemand durfte einsteigen. Während der Zug kurze Zeit am Bahnsteig stand, beschimpften uns Russen und Russinnen laut und drohend. Eine Russin spuckte aus dem Abteilstfenster auf uns. Doch all das beeindruckte uns nicht. Wir hatten nur einen Wunsch: hier fortzukommen und nicht noch einmal eine solche Nacht wie die letzte zu erleben. Wieder rollte ein Zug ein. Er war voll besetzt, und von uns sollte keiner mit. Polnische Eisenbahner halfen uns jedoch und schoben die Menschen auf die Wagendächer, auf die Puffer und durch die Abteilstfenster. Frau Lange gab einem Polen ein Trinkgeld und kam mit seiner Hilfe in ein Wagenende und konnte mich von dort auf die Puffer ziehen, nachdem ich mich an ihnen hochgedrückt und ihr meine Tasche hingereicht hatte. Mit beiden Händen hielt ich mich krampfhaft fest, als der Zug anfuhr und war zufrieden, es geschafft zu haben. Der letzte Teil unserer Reise hatte begonnen, denn der Zug sollte bis Berlin ohne Halt durchfahren.

Neben Frau Lange stand, nichts von seiner Umgebung wahrnehmend, ein junges, sich eng umschlingendes Liebespaar. Zärtlich, doch hörbar für mich, flüsterte er: «Ma chérie ...» Ich konnte es nicht lassen und sprach ihn daraufhin Französisch an. Als Kriegsgefangener war er in Ostpreussen gewesen und hatte dort seine Braut, eine polnische Zwangsarbeiterin, kennengelernt. Sie war nicht mehr in ihren Heimatort zurückgekehrt, sondern fuhr jetzt mit ihrem Verlobten für immer nach Frankreich. Ich musste ihm auch von mir erzählen. Als er seiner Braut

Kekse gab, bot er mir auch welche an. Ich ass sie dankend. So verging mit unserem Gespräch die Zeit recht schnell.

Endlich rollte unser Zug langsam in den Bahnhof von Friedrichsfelde ein. Von diesem Bahnhof, der mit meinem Lyzeum im gleichen Stadtviertel lag, hatte ich manchen schönen Schulausflug mit meiner Klasse begonnen und war froh und müde auf ihm wieder angekommen. Und heute. Trotz allem glücklich und froh kehrte ich wiederum über ihn heim, voll Dank, dass ich alle Widrigkeiten überstanden hatte. Tief atmete ich die Heimatluft ein und stolperte zwischen den grauen Menschen die Bahnhofs-treppen hinauf. Hier hatte sich nicht viel verändert. Wenige Häuser entfernt wohnte meine Schulfreundin. Wir wollten sie und ihre Eltern bitten, uns über das Wochenende aufzunehmen. Ehe ich recht zur Besinnung kam, fand ich mich in ihren Armen. Und wir weinten.